

**Aus: Das Jubiläumsbuch. 150 Jahre Freies Gymnasium Bern, 2009, S. 13 - 82
(Ohne Bilder)**

Prof. Dr. Benedikt Bietenhard, Historiker am Freien Gymnasium

1. Gründerzeit: Von der Lerberschule zum Freien Gymnasium	S. 2
2. Gute Zeiten – Schlechte Zeiten: Das Freie Gymnasium 1892 – 1925	S. 16
3. Es geht weiter – das Rektorat Huber 1925 – 1928	S. 26
4. Auf sicherem Kurs in unsicherer Zeit: Das Rektorat Schweingruber 1928 – 1961	S. 31
5. Aufbruch zu neuen Ufern: das Freie Gymnasium 1959 - 1988	S. 39
6. Kurs halten in Zeiten der Wende – das Freie Gymnasium 1989 - 2007	S. 53

Einleitung

Es geschieht nicht oft, dass eine Schule ein Jubiläum begeht und dieses dazu noch mit einer Festschrift schmückt, die einen ausführlichen historischen Rückblick enthält. Anders das Freie Gymnasium, das es sich schon früh nicht nehmen liess, an seinen „runden Geburtstagen“ Rückschau zu halten. Bereits zum 50-Jahrjubiläum war eine Festschrift geplant, die der Autor Robert von Diesbach aber aus gesundheitlichen Gründen nicht rechtzeitig fertig stellen konnte. So wurde der dritte Direktionspräsident Albert von Tavel aus Anlass des 70. Geburtstags der Schule ihr erster Biograf, gefolgt von Fritz Graf zur Hundertjahrfeier und einem Lehrerkollektiv zum 125-Jahrjubiläum. Der hier vorgelegte historische Abriss der Geschichte des Freien Gymnasiums dient wie seine Vorgänger der Standortbestimmung: Woher kommt, warum entstand die Schule? Wie hat sie sich im Laufe von anderthalb Jahrhunderten verändert? In welchem Verhältnis steht sie heute zur Gründungsidee?

Das Freie Gymnasium ist, wie seine beiden Schwesterschulen, das Ergebnis eines bewussten Gründungsaktes mit der Gründergestalt Theoderich von Lerber und der Gründungsidee der christlichen Schule als Gegenentwurf zum säkularen Bildungsideal des modernen, liberalen Staates. Am Anfang der Schulgeschichte stand der heroische Überlebenskampf der Gründerväter. Während den ersten hundert Jahren seiner Existenz bewegte sich das Freie Gymnasium in einem spannungsvollen Verhältnis zum Staat, was sich nicht zuletzt in einer chronischen Finanznot äusserte, die seinen Lehrern und Freunden immer wieder grosse Opfer abforderte, damit diese den Schulbetrieb aufrecht erhalten konnten. Diese Opferbereitschaft war Ausdruck eines Gemeinschaftsbewusstseins, das Gegner und Freunde der Schule in Politik und Gesellschaft mit ihrem oft kritischen, oft aber auch wohlwollenden Blick stärkten. All dies bedeutete aber wenig ohne die Generationen überdauernde Treue der Eltern, die ihre Kinder bewusst dem Freien Gymnasium anvertrauen, und die Bereitschaft der vielen, sich der Schule immer wieder unentgeltlich in verschiedenen Ämtern zur Verfügung stellen. Ihnen ist diese Schulgeschichte gewidmet. Sie steht auf den Schultern ihrer Vorgänger sowie den gelegentlich von Rektoren und Lehrkräften erarbeiteten Zusammenfassungen des Schullebens der letzten 50 Jahre. Der Verfasser dankt Suzanne Schär Pfister für ihre sachkundige, kritische und gründliche Redaktionsarbeit sowie Christoph Grädel, Andreas Hänni und Gisela Meyer Stüssi für das Korrekturlesen.

1. Gründerzeit: Von der Lerberschule zum Freien Gymnasium

1.1. Theodor von Lerber

Betrachtet man das meist verbreitete Bild des Gründers unserer Schule, sieht man einen entrückt wirkenden Endfünfziger mit melancholischem Gesichtsausdruck. Dieses bekannteste Bild stammt aus einer Zeit, als ihm noch ungefähr ein Jahrzehnt an seiner Schule und zwanzig Lebensjahre beschieden waren. Seine Schule hatte bereits zwei Dezennien mit überraschendem Erfolg bestanden und war in der bernischen Bildungslandschaft recht gut etabliert. Wesentlich näher an den von Lerber der Schulgründungszeit führt uns die kleine Daguerrotypie eines schneidigen Mitzwanzigers in Offiziersuniform aus dem Jahre 1847, also der Zeit des Sonderbundkrieges. Sie ist dem Gründer zehn Jahre näher als der von vielen Kämpfen gezeichnete Scholarch der Fotografie von 1880 und des zeitgleichen Bronzereliefs. Auf diesen sehen wir ihn kurz vor seinen grossen Erfolgen, dem Neubau seines Schulhauses im Jahre 1881 und der gewonnenen Schlacht gegen den eidgenössischen „Schulvogt“ 1882.

Franz Theodor von Lerber wurde am 31. Juli 1823 als zweites von sechs Kindern des Beat Rudolf von Lerber und der Sophie Hartmann an der Junkerngasse in Bern geboren. Er gehörte zu einem alten bernischen Patriziergeschlecht, das um 1600 in Bern ansässig wurde und bald in Räten und Staatsämtern auftauchte. Trotz der scheinbar eindeutigen ständischen Verortung gehörte Theodors Vater Beat Rudolf zu einer Gruppe von Patriziern, die unter dem Einfluss der vom genferischen Réveil geprägten Erweckungsbewegung standen. In einer ganzen Reihe staats-theoretischer Schriften setzte er sich leidenschaftlich für eine freiheitlich-demokratische Staatsordnung, u. a. auch für die Gleichberechtigung der Frauen in politischen Angelegenheiten, ein. Seine liberalen Prinzipien leitete er aus der Bibel ab: „Es gibt keine Freiheit, Gleichheit, Menschlichkeit, die nicht in den Lehren des Alten und Neuen Bundes durch und durch begründet wäre“. Erweckung und politischer Liberalismus waren genau das, was es brauchte, um beim konservativen Patriziat der Restaurationszeit in Ungnade zu fallen. Dazu kam ein impulsives Temperament, das ihn zu aus heutiger Sicht geringfügig anmutenden Unvorsichtigkeiten verführte und ihn zweimal, einmal unter dem alten und einmal unter dem liberalen 1830er Regime, in die Verbannung zwang. Neben einem fundamentalistisch geprägten Bibelglauben gehörte seine Leidenschaft den alten und neuen Sprachen, von denen er sich ausser dem klassischen Latein und Griechisch Hebräisch, Arabisch, Persisch, Äthiopisch und schliesslich sogar Chinesisch aneignete (neben Holländisch, Englisch, Italienisch und Schwedisch; Französisch sprach man als Patriziatsangehöriger ohnehin fliessend).

Aus vielen Zeugnissen wird deutlich, wie prägend der Einfluss des hochverehrten Vaters auf den jungen Theodor zeitlebens war, auch wenn er dann, den veränderten politischen Umständen entsprechend, theologisch und politisch ins konservative Lager hinübrutschte. „Beat von Lerber kämpfte für die Freiheit des Einzelnen gegen alle staatlichen und kirchlichen Zwänge. Seinem Sohn ging es im Gegensatz zum herrschenden Radikalismus um die Bewahrung biblisch-altreformierter Ordnungen und Grundwerte in Kirche, Erziehung und Staatswesen. Aber wenn er sich zusammen mit seinen Freunden in der Evangelischen Gesellschaft 1851 mit Nachdruck für die Einführung der Zivilehe wehrte, so ging es auch ihm dabei um das Anliegen der Gewissensfreiheit.

Trotz der bei Vater und Sohn vorhandenen Neigung zur Dissidenz und zum Einzelgängertum war bei beiden ein stark verwurzelter Patriotismus vorhanden. Als sich die Nachricht von Napoleon I. Rückkehr aus dem Exil in Elba verbreitete, eilte Beat von Lerber aus England

nach Bern zurück, um den Krieg „gegen den Menschenfresser“ mitzumachen. Als die Tagsatzungsmehrheit 1847 beschloss, den Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen, war es für seinen Sohn selbstverständliche patriotische Pflicht, sich den Tagsatzungstruppen als Offizier zur Verfügung zu stellen. Gerade dieser Patriotismus bewirkte wohl, dass weder Beat noch Theodor von Lerber sich für die Trennung von Staat und Kirche erwärmen konnten. Hierbei unterschieden sie sich von den ihnen sonst so nahe stehenden Waadtländer Weggefährten wie Alexandre Vinet, die der Weg des religiösen Individualismus zur Gründung einer *Eglise libre* führte. Für Vater Beat bedeutete die Bestrebung, Staat und Kirche zu trennen, eine „Blutzeretzung am sozialen Körper“, für seinen Sohn Theodor waren die Erziehungsbemühungen seiner Schule nicht bloss auf die christliche Vervollkommnung des Einzelnen gerichtet. In Volk und Staat sah er gottgewollte Ordnungen, denen gegenüber gerade ein Christ besondere Verantwortung trägt. Aus seiner Schule sollten darum nicht nur hochschulfähige Abiturienten, sondern auch christliche Charaktere ins Leben hinausgehen, Männer mit christlicher Weltanschauung, „Felsenmänner, die stehen bleiben in den Zeitstürmen ..., nicht Wetterfahnen ... Männer, die alles opfern können, nur nicht ihre Überzeugung.“

Die zweite, länger andauernde Verbannung seines Vaters führte Theodor und seine Familie nach Lausanne, wo er sechs glückliche Jahre verbrachte. Er besuchte mit Erfolg das Gymnasium und bestand die Maturität. Der junge Theodor war ein perfekter Bilingue geworden, so dass er später, als sein Schulunternehmen an finanziellen Schwierigkeiten zu scheitern drohte, daran dachte, eine Gymnasiallehrerstelle in Lausanne anzunehmen. Dort begann er auch seine Studienzeit, die er nach der Aufhebung der Verbannung seines Vaters in Bern fortsetzte. Er studierte klassische Philologie, besuchte aber auch philosophische und juristische Kollegien. Wichtiger war aber für ihn vorerst sein Beitritt zur liberalen Studentenverbindung schlechthin, dem Zofingerverein, dem auch sein späterer Mitkämpfer und Hallenser Kommilitone Friedrich Gerber angehörte. Zum Studieren ging es dann weiter nach Deutschland, weil die kleinen, noch jungen Schweizer Universitäten qualitativ den renommierten deutschen Unis in den 1830-er und 40-er Jahren kaum das Wasser reichen konnten.

In seinen Briefen und Tagebuchnotizen wird in diesen Studienjahren zunehmend ein Thema sichtbar, das von Lerbers weiteren Weg begleitete. Es handelt sich um den Widerspruch zwischen der Wissenschaft, der sein Interesse gehörte – er dachte lange an eine universitäre Laufbahn – und seiner tief pietistisch geprägten Frömmigkeit. Sein ausgeprägter, vom Vater geförderter Bibelglaube hätte ihn ebenso gut an eine theologische Fakultät führen können, führen müssen. Aber gerade die theologischen Vorlesungen, die er in Bonn beim damals berühmten Albrecht Ritschl besuchte, befriedigten ihn nicht. Die aufmerksame Lektüre der entsprechenden Berichte lässt aber auch den Schluss zu, dass er davor zurückscheute, sich der Herausforderung der modernen kritischen Bibelwissenschaft zu stellen. Er stand auf dem Boden der Inspirationslehre, die Bibel war das reine Gotteswort, an dem es nichts zu deuteln gab. Nichts hasste er glühender, lehnte er bedingungsloser ab als moderne Bibelkritik, und mit Schmerzen, so sagte er einmal, sehe er die Zahl der wirklich bibelgläubigen Menschen schwinden. Als der später berühmte Adolf Schlatter, 1880 für acht Jahre Religionslehrer an der Lerberschule, 1888 ausserordentlicher Professor an der theologischen Fakultät geworden war, attestierte er ihm und seinem Kollegen Oettli, sie seien zwar lebendige, gläubige Christen und vortreffliche Exegeten des Neuen Testaments, hätten aber „vom Taumelbecher der modernen Bibelkritik getrunken“. Wissenschaft, das aber hätte bedeutet, auch Eigenstes, Innerstes einer kritischen Prüfung nicht zu entziehen, und er hätte sich dann zumindest der Frage stellen müssen, ob nicht auch sein Buchstabenglaube nur eine von verschiedenen

Verstehensmöglichkeiten der Bibel und damit hinterfragbar sei. In Glaubensdingen hätte ihn dies gänzlich von seinen Wurzeln entfernt, seinen über alles geliebten Eltern entfremdet.

Nach dem Unterbruch von 1847 setzte von Lerber seine Studien in Halle fort, einem im 18. Jahrhundert durch August Hermann Francke und Christian Thomasius zu europäischem Ruf gekommenen Zentrum des Pietismus und der Aufklärung, wo er sich einer akademischen Laufbahn näher fühlen konnte denn je, wo er aber auch mit der Frage konfrontiert war, wie es nun mit seinem Leben weitergehen sollte. „Erst hier fühle ich so recht das Lückenhafte und Zerrissene meiner Studien seit fünf Jahren; nichts besitze ich gründlich, nichts habe ich mit Methode getrieben; der stete Wechsel von äussern und innern Hemmungen, von Gemütsleiden, Familienleiden, Militärwesen und Politik hat den Zusammenhang meiner Studien zertrümmert.“ Doch die revolutionäre Gärung der Jahre 1848/49 war nicht dazu angetan, ein ruhiges Studieren zu befördern, besonders nicht in Deutschland. Erlaben konnte man sich hingegen im kleinen Schweizer Studentenklub, zu dem auch der spätere Weggefährte Friedrich Gerber gehörte, an den guten Nachrichten aus der Heimat. Befriedigt konnte Theodor feststellen: „Ich sehe die Austreibung der Jesuiten, die glückliche Beendigung des Sonderbundskrieges, das Zustandekommen der Bundesverfassung als drei Wohltaten Gottes an, die uns ebenso unerwartet als unverdient zuteil wurden“. Der Gerechtigkeit halber sei nachgetragen, dass von Lerber trotz des in jenen Jahren anscheinend unvermeidlichen Jesuitenhasses kein Gegner der Katholiken war. In den langen Wochen des Militärdienstes im Kanton Luzern während des Sonderbundskrieges hatte er manche freundschaftliche Begegnung mit katholischen Kreisen, so unter anderem mit Alberich Zwysig, er taucht in seinem Tagebuch immer als Pater Alberic auf, dem Schöpfer des Schweizer Psalms

So könnte es nun scheinen, dass in der Schweiz alles zum Besten stand und Theodor seine Studien hätte abschliessen können. Da es noch kein Gymnasiallehrerpatent gab, kam dafür nur ein Doktorat in Frage, entweder in Bern oder in Zürich. Von Lerber musste rasch erkennen, dass weder Jesuitenvertreibung noch Sieg über den Sonderbund noch die Bundesverfassung das Werk Gottes waren, sondern vielmehr dasjenige der Radikalen, die sich und ihre Anliegen im Laufe der 1840er Jahre immer mehr in den Vordergrund zu rücken vermochten. Politisch konnten Vater und Sohn von Lerber den Demokratisierungsschub in der revidierten bernischen Kantonalverfassung von 1846 ebenso gutheissen wie die neue Bundesverfassung von 1848. Ihre Grenze aber war erreicht bei der ausgeprägt antireligiösen und vulgär-aufklärerischen Tendenz des Radikalismus, der sich längst nicht nur politischen und wirtschaftlichen Reformen zuwandte, sondern auch durch ein betont säkularisiertes Schulprogramm die Erziehung des Volkes zur Moderne fördern wollte. Dabei lieferten die Frommen im Lande das willkommene Feindbild. In der Stadt Bern verlieh der Umstand, dass in den pietistischen Kreisen besonders viele Angehörige alter Berner Geschlechter zu finden waren, diesem Feindbild noch eine intensivere Färbung. So konnten die alten Gegner der Umsturzbewegung von 1830/31 sowohl auf dem Schlachtfeld des Ständekampfes als auch auf demjenigen der Weltanschauung angegriffen werden. Vergessen ging dabei, dass die pietistisch geprägten Angehörigen des Patriziates vor 1830 genauso zu den Verfolgten des reaktionär-restaurativen Regimes gehört hatten wie die Liberalen, mit denen sie manche Forderung teilten. Was die Berufung des bibelkritischen David Friedrich Strauss an die Universität 1839 für Zürich war, wurde diejenige seines Schülers, des renommierten Tübinger Theologen Eduard Zeller, 1847 für Bern. Dieser Ruf an die Berner Fakultät, gegen alle kirchlichen Bedenken, wirkte auf die Frommen zu Stadt und Land als Provokation. Die Opposition gründete auf dem Schlagwort, die Religion sei in Gefahr. Pikanterweise hatte gerade die radikale Bewegung dieses Konzept benutzt, um gegen die gleichermassen juristisch korrekte Berufung der Jesuiten nach Luzern die Freischarenzüge in Bewegung zu

setzen. Es wurde mit harten Bandagen gekämpft. Eine von Staatsschreiber Weyermann anonym herausgegebene Schrift verriet die Absichten der Radikalen: Zeller werde „wie ein scharfer Biswind die grauen Nebel der Frömmerei, die stinkenden Dünste heuchlerischer Stüdelei verscheuchen und ein frischeres, freiheitsliebendes, mit dem Volkswohl innig verbundenes Geschlecht entstehen lassen“. Die radikale Regierung, zur alleinigen Berufung der Professoren berechtigt, ging gegen Zellers Opponenten, die sich aus dem Umkreis der Evangelischen Gesellschaft rekrutierten und ihrerseits an der Front der Pamphlete kräftig dreinschlugen, mit äusserster Härte vor. Zuchthausprediger Ludwig von Fellenberg und Eduard von Wattenwyl, Vikar an der Heiliggeistkirche, die sich zur Verfasserschaft zweier solcher Schriften bekannt hatten, wurden abgesetzt, eingesperrt und gebüsst, weitere Pfarrer, die sich weigerten, eine Verlautbarung der Regierung zu verlesen, wurden ebenfalls bestraft oder im Amt eingestellt. Das alte bernische Staatskirchentum war, in neuem Gewand, wieder da, und es tat entgegen seiner Absicht alles, um der Gründung staatsfreier Schulen den Boden zu bereiten: 1851 verbot die Regierung dem erwähnten Vikar Eduard von Wattenwyl die Erteilung des Religionsunterrichtes an der Einwohnermädchenschule, die Antwort war die Gründung der Neuen Mädchenschule. 1854 versagte der Regierungsrat dem von der Kirchgemeindeversammlung zum Pfarrer von Aarwangen gewählten Friedrich Gerber, einem Mitglied der Evangelischen Gesellschaft, die Bestätigung. Dies hatte die Gründung des evangelischen Lehrerseminars auf dem Muristalden zur Folge. Der Altphilologe Theodor von Lerber war der Regierung bereits negativ aufgefallen als Initiant einer Petition zur Berufung eines bibelgläubigen deutschen Theologen, den übrigens auch die Fakultät als empfehlenswert bezeichnet hatte. Als ruchbar wurde, dass er als Lehrer an der Kantonsschule einen Bibelkreis ins Leben gerufen hatte, wurde er 1855 seiner Lehrverpflichtung enthoben. Vier Jahre später gründete er die Lerberschule.

Es war kein Zufall, dass die Schlacht zwischen der freisinnigen Staatsführung und den streng bibelzentrierten Christen auf dem Feld der Erziehung zur Austragung kommen musste. Liberale und Radikale als Erben der Aufklärung vertraten aus Überzeugung die Idee der durch Erziehung zu bewirkenden Vervollkommnung der Menschen. Zu den unaufgebbaren Errungenschaften des liberalen Staates gehörten die Garantie der Glaubens- und Gewissensfreiheit und der Aufbau einer wirklichen Volksschule, die die Kinder aller Schichten gemeinsam zu mündigen Staatsbürgern erziehen sollte. Nur ein gebildetes Volk konnte seine Souveränität wahrnehmen, es war also Volkswille, diese Ausbildung zum Staatsbürger durch die Institution der Schule sicherzustellen. Liberale Politik war demnach nicht nur, aber doch in ihrem Kern, Bildungspolitik. Wer über die Ausbildung bestimmte, bestimmte weitgehend über die Zukunft des Staates. Darum wurde um Schulfragen so erbittert gekämpft, erbitterter noch als über Verkehrs- oder Finanzfragen. Anstatt sich nun aber seinem ursprünglichen Anliegen gemäss aus dem religiösen Bereich herauszuhalten, verbündete sich der politische mit dem theologischen Liberalismus, was die konservativen Christen noch fast mehr erbitterte als der den Liberalen unterschobene Atheismus. Im Kanton besaßen die Radikalen – sie bezeichneten sich jetzt als Freisinnige - seit 1846 die Macht und gedachten diese gleich bildungspolitisch einzusetzen, was am einfachsten über die Berufung eigener Parteigänger in die bestehenden resp. noch zu schaffenden Schulämter zu bewerkstelligen war. So erhitzte neben dem bereits erwähnten Eduard Zeller vor allem die gleichzeitige Berufung des appenzellischen Sekundarlehrers Heinrich Grunholzer, dem man eine ähnliche Gesinnung wie Zeller nachsagte, zum Direktor des staatlichen Lehrerseminars in Münchenbuchsee die frommen Gemüter. Die Gegner der Radikalen befürchteten, Grunholzer werde die zukünftigen Lehrer in ähnlich freigeistigem Sinne beeinflussen wie Zeller die Theologen.

Akzentuiert wurde der Kampf der Ideen durch soziale Gegensätze. Die als „Junge Schule“ bezeichneten Berner Radikalen waren zu einem erheblichen Teil Intellektuelle aus dem ländlichen kleinen und mittleren Bürgertum, das sich während der Zeit der Restauration und Regeneration zu Recht von der hauptstädtischen Elite zurück gesetzt gefühlt hatte. Die daraus entstandene Abneigung gab den ab der Mitte des 19. Jahrhunderts anstehenden kulturpolitischen Auseinandersetzungen eine besondere Schärfe. Da sowohl in der Evangelischen Gesellschaft wie in den freien evangelischen Schulen eine grosse Anzahl patrizischer Familien engagiert war, konnten und wollten sich die Radikalen die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die freien Schulen als Standesschulen zu brandmarken. Dies wurde ihnen durch den Umstand erleichtert, dass ein Teil des Patriziates, die so genannten Ultras, den neuen liberalen Staat entschieden ablehnten. Dabei übersahen die neuen Machthaber geflissentlich, dass die Gründer der freien Schulen zu denjenigen gehörten, die den neuen politischen Ideen weitestgehend zustimmten und sich für sie auch tatkräftig einsetzten. Ihr Hauptfehler war, dass sie das liberale Postulat der religiösen Toleranz auch auf sich und ihr Anliegen bezogen.. Dass die radikale Kantonsregierung wegen ihrer Überreizung des kulturkämpferischen Spiels in den Wahlen von 1850 vorübergehend die Macht an die Konservativen abgeben musste, änderte am neuen System grundsätzlich nichts, denn schon bald sass sie wieder im Sattel.

1. 2. Die Lerberschule in der bildungspolitischen Arena 1859 - 1892

Im Herbst 1859 schrieb der Gymnasiallehrer Theodor von Lerber seinen Freunden und Bekannten einen Brief, in dem er ihnen die Gründung einer kleinen Privatschule für Knaben von fünf bis zehn Jahren ankündigte. Diese „Knabenschule im Gerberngraben 138“ begann ihren Unterricht am 1. November 1859 mit fünf Schülern, worunter die zwei ältesten Söhne von Lerbers. Die Vorgeschichte dieser Gründung war aber nicht nur geprägt durch die grossen politischen Peripetien, sondern auch durch erste Lehr- und Schulleitererfahrungen von Lerbers in den freien Instituten seiner Freunde. Vor der Gründung einer eigenen Lehranstalt hatte er sich nämlich mit seinem engsten Gesinnungsfreund, Vikar Fritz Gerber, bereits im Direktionskomitee von dessen Gerber'scher Schule tatkräftig engagiert. Diese wagte dann mit obrigkeitlicher Genehmigung 1855 als „Privatanstalt der Herren von Lerber und Gerber“ im Mai 1855 in der Stadt Bern einen Neuanfang, aus dem schliesslich das evangelische Seminar auf dem Muristalden herauswuchs. Dort wirkte er als Lehrer und noch Anfang der Sechzigerjahre als Direktor des Seminars! Auch in der erstgegründeten der drei evangelischen Schulen, der „Neuen Mädchenschule“, arbeitete er ab 1853 mit als Geschichtslehrer und Vorsteher ihrer Fortbildungsklasse und als Direktionsmitglied. Diese seit den bescheidenen Anfängen bestehende enge personelle Verflechtung ist ein Charakteristikum für die ersten Jahrzehnte der freien Schulen der Stadt Bern. Ihre leitenden Männer verstanden sich als Kampfgefährten, sie gehörten auch in der Evangelischen Gesellschaft zu den Stützen und sassden dort im Vorstand, dem so genannten Comité.

Die Knabenschule am Gerberngraben war Antwort auf das Bedürfnis von Lerbers und Gerbers nach einer Elementarschule für ihre eigenen Söhne, die ihren pädagogischen Grundsätzen entsprechen sollte. Als Leiter fungierten die beiden Freunde sowie Jakob Kopp, erster Lehrer war Hermann Egger, Absolvent des von den beiden geleiteten Lehrerseminars. Im ersten Programm der Lehranstalt lesen wir, welche Absichten die Gründer verfolgten. So gebe es Eltern, „denen die zahlreich besuchten Volksschulen und der Verkehr mit vielerlei Altersgenossen für Knaben als das zweckmässigste erscheint.“ Daneben gebe es aber andere, die für die Altersstufe von 4 bis 12 Jahren „eine der häuslichen Erziehung näherstehende Art von Schule in kleinerem Kreise, mit genauerer Berücksichtigung und Überwachung des Einzelnen, und vorwiegender Richtung auf christliche Charakterbildung nach dem Worte

Gottes entschieden vorziehen.“ Eine Besonderheit folgt im nächsten Abschnitt: „Dazu kommen die Wünsche derjenigen, die finden, dass in den meisten Schulen noch zu wenig für freie körperliche Bewegung geschieht, und des Sitzens noch immer zu viel ist“. Drei Ziele setzte sich die kleine Schule: 1. „Die Kinder vor allen Dingen ihrem Gott und Heiland zuzuführen“. 2. „Die Kinder an Geist und Gemüt, und, was oft übersehen wird – am Körper gesund zu erhalten. Gesunder Verstand und ein unverdorbenener Geist in einem kräftigen Leibe sind uns mehr wert, als viele Kenntnisse und Fertigkeiten ohne dieselben“. 3. Was endlich die Schulkenntnisse betreffe, so genüge die Bemerkung, „dass unsere Schule sich das Erreichen der untersten Klasse der Realschule zum Ziele setzt.“ Wo von Lerber den eigentlichen Grund seiner Schule sah, verdeutlicht folgende Äusserung:

„Die Bibel muss wieder Stern und Kern der Erziehung sowohl als des Unterrichts werden. Erziehung aber ist wichtiger als Unterricht. Als Vater liegt mir mehr daran, dass meine Kinder in Gottes Wegen wandeln und die kostbare Perle finden, als dass sie regelrecht die Schulen aufgehen. Das geschieht aber nur durch ein von früher Jugend an mit Vorliebe getriebenes Bibelstudium, durch ein beständiges Zurückbeziehen des täglichen Lebens auf Gottes Wort. Der Unterricht in Gottes Wort darf daher kein Fach unter Fächern, geschweige denn ein blosses Nebenfach sein, wodurch der Schule ihre innere Einheit verloren geht – sondern die Grundlage, die göttliche Weihe der Schule wie des Lebens.“

Die neue Schule entwickelte sich aus bescheidensten und recht chaotischen Anfängen. Samuel Mori, der zweite Lehrer, nächtigte jeweils im einzigen Schulzimmer, bis er 1862 ein eigenes Stübchen zuoberst im Hause erhielt, mit einem Kamin und zwei Betten, in deren einem er durchreisende Pilgrime wie Evangelisten, Kolporteurs etc. zu beherbergen hatte. Beengte Verhältnisse führten dazu, dass in kurzen Abständen neue Schulräumlichkeiten gesucht werden mussten, bis dann schliesslich mit dem Bezug des neu erbauten Schulhauses an der Nägelligasse Ruhe einkehrte. 1863 entstand eine Lateinschule und schon 1866 wurde der weitreichende Beschluss gefasst, ein sechsklassiges Progymnasium anzuschliessen; da zählte die Schule bereits 63 Schüler. Organisatorisch hatte von Lerber vorgesorgt: Es gab seit 1866 eine Direktion von gleich gesinnten Helfern unter dem Vorsitz des Burgerratsschreibers Alexander von Tavel, dem Vater des Schriftstellers und von Lerber-Biografen Rudolf und des ersten Schulbiografen Albert. Gleichzeitig verlegte man die Schule vom Gerbergraben an die Judengasse, heute Amthausgasse.

Als von Lerber das neue Haus bezogen hatte, sagte er: „Ich traue, der Herr wird's hinausführen zu einem freien Gymnasium.“ Schulhistoriker Fritz Graf meint dazu, hier tauche erstmals der spätere Schulname auf. Drei Jahre später war es soweit und es konnte ein dreiklassiges Gymnasium ausgeschrieben werden, dessen erste Absolventen 1872 die kantonale Maturitätsprüfung bestanden. Dies wurde als besonderer Erfolg und Bestätigung dafür gefeiert, dass man auf dem richtigen Weg war, mussten sich doch die Maturanden von den Lehrern der Kantonsschule prüfen lassen, die sie nicht kannten.

Wo von Lerber sich und seine nun dreistufige Schule sah, wird in seinen Jahresberichten fassbar, in denen er über das vergangene Schuljahr Rechenschaft abzulegen pflegte und mit unermüdlichem Eifer sein Credo verteidigte. Während Familie, Kirche und Obrigkeit von Gott zum Wohl des Menschen eingesetzte Heilsanstalten seien, sei die Schule eben dies nicht. Da nicht von Gott eingesetzt, habe sie kein Recht auf selbständige Existenz, sei eine blosser Hilfsanstalt, ein Appendix in erster Linie der Familie, der Gemeinde, dann der Kirche. Gegen die Tatsache, dass an den höhern Lehranstalten, die den fast unumgänglichen Durchgangspunkt zu wissenschaftlichen Berufen bilden, Leute angestellt seien die die jungen Leute vom Evangelium abbringen wollten, helfen nur andere Tatsachen, und „eine solche Tatsache sei unser Obergymnasium.“ Es genüge nicht, dass in einer Schule nicht gegen das

Evangelium gearbeitet werde, es bedürfe Schulen, in denen direkt für Christum und sein Wort und Reich geworben werde. Von Lerber sah sich in eine Art von Entscheidungskampf gestellt: „Wir befinden uns inmitten einer der grossartigsten Bewegungen der Geister seit 100 Jahren, ja vielleicht seit den Zeiten der Reformation. Der Gegensatz zwischen Licht und Finsternis wird immer greller. In solchen Zeiten ist die goldene Mittelstrasse nicht mehr die sicherste.“ Am Ende dieser säkularen Auseinandersetzung sah von Lerber eine soziale Revolution hereinbrechen, Weltgeschichte werde dann zum Völkergericht.

Welche Konsequenzen zog nun von Lerber für seine Schule aus dieser Lagebeurteilung? Als 1877 der freisinnige Regierungsrat dem Grossen Rat ein Gesetz beantragte, das alle aus öffentlichen Geldern unterstützten Schulen den Gesetzen über die öffentlichen Schulen unterstellte, musste sich die Lerberschule entscheiden: Entweder Verzicht auf die Gemeindebeiträge (Burgergemeinde und Einwohnergemeinde), oder, wie Graf es drastisch ausdrückt, „sich gleichschalten zu lassen“, d.h. sich u.a. einer Schulkommission zu unterstellen, die sich mehrheitlich aus Regierungsvertretern zusammensetzte. Schweren Herzens zog man die teure Freiheit und Autonomie vor und verzichtete auf die Gemeindebeiträge. Regierungsrat Albert Bitzius, Jeremias Gotthelfs Sohn und selber ehemaliger Pfarrer, verbot der Burgergemeinde auch den Kauf von Aktien im Betrag von Fr. 50'000.-. Von Lerber vermerkte dazu lakonisch in seinem Tagebuch: „Mittags war Burgergemeinde. Leichenrede des Burgerrates betreffend die 50'000 Franken, die jetzt anständig begraben sind! Friede ihrer Asche! Es ist vielleicht gut, dass die Schule nichts mehr von den Behörden hat. Sie muss jetzt ganz vom Glauben leben.“

Gefahr drohte nicht nur von den kantonalen Behörden, sondern auch vom Bund, der sich nach dem ihm in der Verfassungsrevision 1874 zuteil gewordenen Kompetenzzuwachs auch in die Bildungspolitik der Kantone einmischen wollte. Ausdruck hievon war die so genannte „Schulvogtvorlage“ des freisinnigen Berner Bundesrates Karl Schenk – ironischerweise war auch dieser zweite schulpolitische Hauptgegner von Lerbers ein ehemaliger Pfarrer - die bei einer Annahme auch die freien Schulen unter staatliche Kontrolle und damit einen alten radikalen Wunsch seiner Erfüllung näher gebracht hätte. Die eidgenössischen Räte hatten nämlich übereinstimmend beschlossen, dem Departement des Innern einen Sekretär beizugeben, der ein eidgenössisches Schulgesetz vorbereiten und die dazu notwendigen Erhebungen in den Kantonen durchführen sollte. Durch Indiskretion wurde bekannt, dass Bundesrat Schenk bereits den Entwurf eines solchen Gesetzes in der Schublade hatte. Darin war vorgesehen, dass alles Konfessionelle in den öffentlichen und privaten Schulen verboten sein sollte. Geistliche sollten vom Unterricht ferngehalten und dogmatischer Unterricht überhaupt verboten werden. Hätte sich das Gesetz, wie nach Art. 27 der Bundesverfassung vorgesehen auf die öffentlichen Schulen beschränkt, hätte es kaum Widerstand gegeben, so jedoch mussten sich die freien Schulen politisch engagieren, und sie taten es mit Erfolg. Konfessionelle Reflexe in der seit 1848 kontinuierlich gedemütigten Innerschweiz und föderalistische in der Romandie sowie der Widerstand aller Konservativen liessen den „Schulvogt“ – eine Art Kulturkampf-Spätlese - 1882 nach heftigem Referendumskampf in der Volksabstimmung mit 314'000 gegen 180'000 Stimmen scheitern. Für von Lerber war es ein Kampf auf Leben und Tod um die Freiheit der Erziehung gegen die Tyrannei der Vögte, deshalb hatte er sich zusammen mit seinen Getreuen, darunter der Realschullehrer an der Lerberschule, Gottlieb Beck, an vorderster Front gegen die Vorlage eingesetzt, es sollte nach dem ein Jahr zuvor erfolgten Schulhausneubau sein letzter Erfolg für seine Schule sein. Im Kampf gegen den „Schulvogt“ zeigte sich, wie stark sich die Lehrerschaft der Lerberschule politisch zu engagieren bereit war und wie heikel dieses Engagement werden konnte, denn einige Mitglieder der Direktion waren damit nicht einverstanden und traten zurück, als die Mehrheit den politischen Einsatz der Lehrer billigte. Diese politisch engagierten

Direktionsmitglieder und Lehrer spannten zwar mit der neuen konservativen Volkspartei Ulrich Dürrenmatts um dessen Kampfblatt „Volkszeitung“ zusammen, waren aber gleichzeitig abgestossen von ihren rüden Kampfmethoden. Dürrenmatt seinerseits beschuldigte die konservativen Patrizier der Lauheit, dazu versuchte er krampfhaft, seine Bewegung aus dem Dunstkreis der Aristokratie fernzuhalten. Einer der Führer seiner Bewegung, der erwähnte Lerberschullehrer Gottlieb Beck, Mitglied des „christlich-sozialen Vereins“, schrieb in diesem Zusammenhang an einen Gesinnungsfreund in Zürich: „Wir müssen recht sorgfältig allen aristokratischen Schein meiden sowie den Namen konservativ.“ Die andern politisch tätigen Lehrer schlossen sich der vermittelnden Linie von Regierungsrat Edmund von Steiger an, was natürlich die Freisinnigen nicht hinderte genüsslich den Aristokratenschreck propagandistisch zu evozieren. Die Lerberschule war damit von selbst auch in der Schusslinie. Der christlich-soziale Verein um Beck und seinen Kollegen von der Lerberschule fusionierte 1888 mit den Unabhängigen um Regierungsrat Edmund von Steiger zum „Verein der Vereinigten Konservativen“, einem hauptstädtischen Schwerpunkt der Konservativen neben den Anhängern Dürrenmatts im Oberaargau. Frucht dieser Fusion war das im gleichen Jahr gegründete „Berner Tagblatt“, dessen Chefredaktor im Jahre 1908 Gottlieb Beck werden sollte.

1. 3. Von Lerber als Schulmann

Trotz dem Zusammengehen mit dem konservativen Lager kann von Lerber nun nicht einfach in die fundamentalistische Ecke gestellt werden. *Studia humaniora* auf christlichem Fundament waren zweifellos zentrale Anliegen seines Bildungsauftrages. Ebenso wichtiges Ziel seiner Schule, von Schule überhaupt aber war ihm die Förderung der leiblichen und seelischen Gesundheit seiner Schüler. Er fürchtete neben der Säkularisierung nichts so sehr wie die Überfütterung der Schüler mit intellektuellem Wissensstoff. Er forderte grösseren Spielraum für das Turnen, für Hand- und Körperarbeit. So sollten die Lehrpläne radikal entschlackt werden, fünf Lektionen Unterricht plus zwei Stunden Aufgaben waren für ihn das Maximum. „Non multa, sed multum“ lautete seine Devise. Im Visier hatte er die seiner Meinung nach überzogenen Anforderungen in den Naturwissenschaften, in Mathematik und Geschichte, nicht aber, Altphilologie der er war, in den alten Sprachen. Diese waren neben dem Bibelstudium das zweite inhaltliche Standbein seines Bildungskonzeptes, das er nicht aufzugeben bereit war. Hier jedoch musste er scheitern, nachdem der von ihm so oft in die Schranken gewiesene Zeitgeist auch vor seinen Getreuen und den Förderern seiner Schule nicht Halt machte. Von Lerber kämpfte aber nicht nur einen hoffnungslosen Kampf gegen den säkularen Zeitgeist, sondern er engagierte sich auch sehr für seine Schüler. Seine Schule sollte keine Standesschule für Reiche werden, „keine aristokratische Schule, keine Schule für Reiche, kein Spital für Invalide und missratene Muttersöhnchen, nein, eine Schule für Söhne christlicher Eltern, die Wert auf die Bibel legen, reich oder arm.“

Für von Lerber waren die Erziehungsbemühungen seiner Schule aber nicht bloss auf die christliche Vervollkommnung des Einzelnen gerichtet. Er war nicht nur Christ, er sah sich auch als Patriot. In Volk und Staat sah er gottgewollte Ordnungen, denen gegenüber gerade ein Christ besondere Verantwortung trägt. Aus seiner Schule sollten darum nicht nur hochschulfähige Abiturienten, sondern auch christliche Charaktere ins Leben hinausgehen, Männer mit christlicher Weltanschauung, „Felsenmänner, die stehen bleiben in den Zeitstürmen ... , nicht Wetterfahnen ... , Männer, die alles opfern können, nur nicht ihre Überzeugung.“ Dennoch überschätzte von Lerber nie die Möglichkeiten und den Auftrag der Schule. Für ihn lag der Schwerpunkt der Erziehung in der Familie, war darum Erziehung immer noch Erziehung zum Familienleben und damit der erste Schritt der Erziehung zum Staatsbürger.

In Rudolf von Tavel's Biografie, der wir hier folgen, kannte er doch gleich seinem Bruder Albert die Lerberschule und ihren Direktor aus eigener Anschauung, sind einige Bemerkungen zu von Lerbers Führungs- und Unterrichtsstil zu finden. So scheint er zeitlebens als Respektperson von unbestrittener Autorität geachtet worden zu sein, auch dann noch, als seine altersbedingte Kurzsichtigkeit das „Spicken“ in seinem Unterricht erleichterte. Von Lerber zeigte sich stets offen für pädagogische Kritik von Kollegen, was einerseits damit zusammenhing, dass er sich in pädagogischen Dingen für nicht überaus kompetent hielt, andererseits war ihm Pädagogik blosses Mittel zum Zweck, sein Ethos wurzelte im Religiösen, dort war für ihn das Unverhandelbare situiert. Rudolf von Tavel spricht auch behutsam Dinge an, die aus heutiger pädagogischer Sicht mehr als befremdlich erscheinen mögen: „Dass Lerber mit körperlichen Züchtigungen, die er in jüngeren Jahren nicht selten eigenhändig vollzog, christliche Ermahnungen verband, ist richtig Auch hier verhütete seine Selbstdisziplin, dass er etwa im Zorne geschlagen hätte. Natürlich wusste sich mancher kleine Sünder die Exekution nicht zu reimen mit dem Gebet, welches der Direktor zuvor verrichtete, aber gerade dadurch mag er es oft verhütet haben, dass er sich im Zorne gehen liess, hierin vermochten ihm nicht alle Lehrer zu folgen, erinnern wir uns doch an Prügelszenen, bei denen der Zornesausbruch des Lehrers uns Zuschauer in Schrecken versetzte.“ Rudolf von Tavel attestiert von Lerber durchaus auch einen Humor, der auch über sich selber lachen konnte, betont aber gleichzeitig seinen unbedingten Willen, Disziplin und Ordnung seiner Zöglinge auch ausserhalb seiner Schule durchzusetzen. So führte er einen verbissenen Kampf gegen den Einzug studentischer Allüren unter den Gymnasiasten, besonders im damaligen Gymnasialverein: „Studentisches Wesen, unbeschränkten Biergenuss, Pietätlosigkeit gegen Lehrer, nächtliches Umherschwärmen dulden wir nicht. Als christliche Schule müssen wir uns aus allen Kräften gegen die Macht des Zeitgeistes stellen. Ist es doch bald dahin gekommen, dass bisweilen auch in honetten Kreisen ohne Bier und Tabak kein menschenwürdiges Dasein mehr denkbar scheint.“ Zu den aus heutiger Sicht eher belustigenden Sorgen von Lerbers gehörte die unter den Schülern verbreitete Unsitte der Vielleserei: „Dieses Naschen in phantasieaufregenden Geschichten und Abenteuern ... wirkt wie Opium oder Branntwein auf junge Köpfe, macht sie träumerisch, zerstreut, arbeitsscheu.“ Insbesondere „die Indianergeschichten mit ihren obligaten Mord- und Blutszenen“ hielt er für schädlich und wollte sie gänzlich aus den Familien verbannt wissen. Trotz aller dieser Konflikte scheint von Lerber aber die Herzen der meisten Schüler gewonnen zu haben. Dazu trug sicher auch bei, dass er spannend unterrichten konnte, wie Rudolf von Tavel, selbst kein besonders begabter Schüler, zu berichten weiss. Ihm eignete eine natürliche Beredsamkeit. „Er sprach zwar nicht schnell, sondern mehr ‚gsatzlich‘ und mit den nötigen Pausen; aber nie hörte man ihn ein Wort wiederholen oder einen Satz vorne anfangen, um ihn zu verbessern. Die Aussprache war etwas breit bernerisch, aber sehr deutlich, und weil er immer nur Interessantes und Vernünftiges vorbrachte, so waren namentlich seine Festansprachen immer willkommen und für die Schläfrig gewordenen eine Erquickung.“

Von Leber hatte ein buntscheckiges Kollegium von Lehrern zu führen: „Da waren junge, erst flügge gewordene Philologen, noch ganz erfüllt von der Bedeutung ihres akademischen Wissens, Theologen, jüngere und ältere, von verschiedener dogmatischer Färbung, Mathematiker und Naturwissenschaftler, entschlossen, sich ihren Platz an der Sonne zu erkämpfen, schlichte Primarlehrer und hochgelehrte Professoren – kurz, eine Musterkarte verschiedenartiger Persönlichkeiten und Interessen. Das Lehrerkollegium der Lerberschule – stellte keine Gemeinschaft der Heiligen und kein neues Jerusalem dar; dafür gab es zu viel des Menschlichen, Allzumenschlichen, stellt Rudolf von Tavel fest. Aber doch fand man sich bei allen Differenzen immer wieder auf dem einen Grunde zusammen, dank der Persönlichkeit des Direktors. Es fällt auf, dass in den Anfangsjahrzehnten deutsche Lehrkräfte

einen grossen Anteil am Kollegium stellten, was sich allerdings, ähnlich wie an der Universität, selten als Nachteil, meist aber zum Vorteil der Schule auswirkte. Durch die Schaffung eines Gymnasiallehrerpatentes im Jahre 1883 durch den Regierungsrat gelang es, mehr einheimische Gymnasiallehrer auch für die Lerberschule zu rekrutieren.

Bei sich und bei seinem Kollegium achtete von Lerber immer auf Pünktlichkeit und Exaktheit. Er war ein Mann nach der Uhr, „mit dem Glockenschlag wurde oben im Schulzimmer vom Direktor die erste Unterrichtsstunde begonnen, wurde aber auch unten im Korridor nach strenger Weisung die Haustüre vom Abwart verschlossen.“ Die gleiche Exaktheit wie für den Beginn, verlangte er von seinen Lehrern auch für den Schluss der Stunde: „Ich klappe mein Buch zu, erklärte er, sobald die Glocke tönt, mitten im Satze, auch wenn ich in der interessantesten Auseinandersetzung bin, und die Schüler haben nie reklamiert.“ Pünktlichkeit gehörte für ihn zu den Pflichten des Lehrers, sie war Teil seiner Berufstreue und diese wiederum ein Hauptmerkmal des wahren Christen. Konkret hiess das: „Ein christlicher Schuhmacher soll seinen Glauben zunächst darin beweisen, dass er nur brauchbare Schuhe liefert und ein christlicher Lehrer durch sorgfältige Vorbereitung und fleissiges Korrigieren der schriftlichen Arbeiten.“ Die Korrekturen, so meinte er, seien für den Unterricht dasselbe, was das Düngen für die Landwirtschaft. Unangenehm seien beide, aber sie brächten beide reiche Frucht. Die oft bewegten Lehrerkonferenzen wusste er überlegen zu moderieren: „Hier wurde jedem das Seine; der unterste Elementarlehrer kam da ebenso gut zu Worte, wie der Ordinarius der Prima, woran einige liebe deutsche Kollegen mit streng monarchischen Begriffen sich freilich erst allmählich gewöhnen konnten.“ Durch die Schaffung eines Subrektorates 1876 liess sich der gesundheitlich angeschlagene von Lerber von der zunehmenden Geschäftslast entlasten.

Zur Sicherung seines Lebenswerks und zur eigenen Entlastung, sowie zur Vertretung der Schule gegen aussen hatte sich von Lerber mit einem Stab von Beratern umgeben, aus dem sich an der konstituierenden Sitzung vom 6. Januar 1866 eine Direktion (heute Vorstand) bildete. Burgerratsschreiber Alexander von Tavel wurde ihr erster Präsident und blieb es bis zu seinem Tod im Jahre 1900. Die Mitgliederliste der ersten Jahrzehnte liest sich wie ein Who's Who der burgerlichen und positiv-eformierten Prominenz, das einerseits erklärt, warum von Lerbers Gründung letztlich politisch und finanziell zu überleben vermochte, andererseits auch die gehässige Gegnerschaft der freisinnigen *homines novi* verständlich macht. Mit dem Abebben des Kulturkampfes und der Etablierung der Schule im bernischen Bildungswesen liess sich nach dem Ersten Weltkrieg die soziale Basis von Direktion und Schülerschaft zwanglos erweitern, was nicht zuletzt ein Verdienst dritten Direktionspräsidenten Albert von Tavel war.

1. 4. Innerschulische Entwicklungen

Mit dem Bezug des neuen Schulgebäudes an der Nägeligasse 1881 hatte von Lerbers Werk einen Höhepunkt erreicht. Nach der Erlegung des „Schulvogtes“ konnte man am 3. November 1884 das 25-jährige Jubiläum der Schule feiern, doch schon zogen Wolken auf, die die Zukunft seines Lebenswerks verdüstern sollten. Sie betrafen einmal die finanzielle Lage der Schule. Von Anfang an waren die freien Schulen finanziell nicht auf Rosen gebettet gewesen. Von Lerber selbst trug sich nach den ersten Jahren seiner vielgestaltigen Lehrtätigkeit mit dem Gedanken, nach Lausanne an ein Gymnasium zu wechseln, um seine zahlreicher gewordene Familie ernähren zu können. Immerhin gelang es bis dato, aus Schulgeldern, Gönnerbeiträgen und Subskriptionen die Schule finanziell in sichere Gewässer zu führen. Dies gab nun den freisinnigen Gegnern der Schule Anlass, ihre Politik der Nadelstiche fortzusetzen. Auf juristischem Weg gelang es ihnen, wie bereits erwähnt, die Beiträge der

Burggemeinde Bern an die Lerberschule gegen deren Willen zu verbieten. Noch konnte der Neubau von 1881 mit grossem Einsatz und Opferwillen finanziert werden, doch 1885 ergab sich ein Defizit von etwa 20'000.- Franken, das auch nicht durch ein heroisches Opfer der Lehrerschaft, die freiwillig auf 5 bis 10 % ihres Lohnes jährlich zu verzichten bereit war, getilgt werden konnte. Zwar kamen damit 11'000.- Franken in die Kasse, aber dies reichte nicht. Die Rettung kam aus Basel, wo Friedrich Gerber und Theodor von Lerber kräftig die Werbetrommel für christliche Schulen rührten. Diese Ereignisse stürzten von Lerber in eine tiefe Depression, da er glaubte, der Unterstützung seiner Berner Freunde nicht mehr sicher sein zu können, er bot seine Demission an, von der ihn die Direktion aber abbringen konnte. Zu seiner Entlastung schuf man die Stelle eines Konrektors, die man dem Mathematiklehrer Johann Heinrich Graf übertrug. Bereits 1874 hatte man eingesehen, dass das System der jährlichen Kollekten untauglich geworden war und so schritt man zur Gründung einer Schulgenossenschaft, deren Mitglieder sich auf Vierjahresperioden verpflichteten, alljährlich von selbst gewählte Beiträge an die Schule zu leisten. Dieses System hatte bis 1915 Bestand, als der Krieg finanzielle Bindungen auf längere Sicht verunmöglichte. Schon bald nach der Eröffnung einer Gymnasialabteilung im Jahre 1869 hatte sich aus Kreisen der Elternschaft, aber auch von Seiten prominenter Naturwissenschaftlern die Forderung nach einer verstärkten Berücksichtigung der Realfächer erhoben, besonders für Schüler, denen das Erlernen der alten Sprachen weniger lag. Trotz Einsprache einiger Direktionsmitglieder und den Bedenken ob der finanziellen Konsequenzen wurde im Sommer eine Realabteilung unter der Leitung des schon mehrfach erwähnten Gottlieb Beck eröffnet. Von Lerber selbst fügte sich, beharrte aber auf einer Beschränkung der Realabteilung auf die Progymnasialklassen. Damit konnte er den sich anbahnenden Wandel aber nur aufhalten, nicht aber verhindern.

Da die Lerberschule nach der 1880 im Kanton Bern durchgesetzten Gymnasialreform nicht sogleich bereit war, ein halbes Jahr Prima zu streichen und an der Frühjahresmaturität festhielt, fand man den Ausweg, die Maturanden – mit Einwilligung der Maturitätskommission - nach Burgdorf zu schicken, an dessen Gymnasium die alte Einteilung und die Frühjahresmaturität beibehalten worden waren. Unter der Leitung des Mathematikers Johann Heinrich Graf zogen ab 1881 Jahr für Jahr einige Maturanden nach Burgdorf, wo sie gastfreundlich empfangen wurden, um am dortigen Gymnasium die Prüfungen abzulegen. Dass die Schule trotz aller Schwierigkeiten, ein erfolgreiches Unternehmen war, zeigt auch die Entwicklung der Schülerzahlen. Sie stiegen kontinuierlich von 6 im Gründungsjahr auf 353 im Jahre 1890.

1. 5. Das Ende der Lerberschule

Ein zentraler Begriff in von Lerbers Menschenbild war der „Charakter“. Die Charakterbildung gehörte damit auch zu den zentralen Anliegen schulischer Bildung. Als Charakter bezeichnete er den Mut, seiner Überzeugung treu zu bleiben, und ihr gemäss zu handeln, koste es, was es wolle, und die Bereitschaft, gegen den Strom zu schwimmen. In den achtziger Jahren aber flossen verschiedene bildungspolitische Bäche zu einem so starken Strom zusammen, dass er den tapferen Schwimmer hinwegriss.

Durch das Gesetz von 1877 wurde die Kantonsschule in Bern aufgehoben und mit der Realschule zusammen in das 1880 gegründete Städtische Gymnasium Bern übergeführt. Ausserhalb der Stadt Bern verfügte nur Burgdorf seit 1872 über ein eigenes Gymnasium. Anlass zur Neugestaltung des Gymnasialunterrichtes bot unter anderem die Konkurrenzierung der alten Kantonsschule durch das Realgymnasium, das auf Studiengänge vorbereitete, welche die alten Sprachen nicht voraussetzten, und die Lerberschule. Dazu hatte das schlechte Abschneiden der Berner an den jährlich stattfindenden Rekrutenprüfungen erheblichen

Reformbedarf aufgezeigt. Besonders peinlich für die freisinnigen Staatsschulapologeten war der Umstand, dass sogar Rekruten aus Kantonen, in denen noch von Geistlichen geführte Schulen existierten, denen man die Fähigkeit zu zeitgemäßem Unterricht kategorisch abgesprochen hatte, besser abschnitten als die Berner. Der nun einsetzende Schulkampf entzündete sich an der Stellung der alten Sprachen im gymnasialen Unterricht. Albert Gobat, seit 1882 bernischer Erziehungsdirektor, entwarf 1885 einen neuen Unterrichtsplan für die Gymnasien, der u.a. an der Literarabteilung eine radikale Einschränkung des Latein- und Griechischunterrichtes zugunsten der modernen Sprachen und der Naturwissenschaften vorsah. Sein Hauptgegner war der Zürcher Altphilologe Georg Finsler, seit 1886 Leiter des Städtischen Literargymnasiums. Lustvoll bekämpften sich Finsler und Gobat und die ihnen ergebenden Kohorten in Zeitungsartikeln, Pamphleten und parlamentarischen Vorstössen. Schliesslich setzte sich der energische Bilderstürmer Gobat durch. Mit der Schaffung eines Maturitätstypus ohne Griechisch, dafür mit Englisch oder Italienisch, war die Einheit des humanistischen Unterrichts gebrochen.

Diese Auseinandersetzung konnte die Lerberschule natürlich nicht unberührt lassen, war doch der altsprachliche Unterricht dort ein tragender Pfeiler des Bildungskonzeptes. Dass von Lerber vehement dagegen ankämpfte, braucht deshalb nicht betont zu werden. Neu war hingegen, dass sich nur noch eine Minderheit des Kollegiums hinter ihn stellte. Durch allerlei Hintertürchen (es wurde z.B. der Anschluss an eine ausserkantonale Maturität erwogen!) suchte man dem Unvermeidlichen zu entkommen, es half nichts. Den Weg zur Lösung hatte in weiser Voraussicht schon 1878 Direktionspräsident Alexander von Tavel, der in der Frage der Reform den Eltern das entscheidende Wort überlassen wollte, vorgegeben: „Die Eltern müssen selbst Hand anlegen, wie es sich in einem republikanischen Gemeinwesen geziemt. Die Erziehung der Kinder ist vor allem ihre eigene Sache. So lange sie sich dieser Pflicht und dieses Rechts nicht bewusst werden, so lange werden ihre Klagen und ihre Wünsche keine Berücksichtigung finden. Diese Pflicht und dieses Recht können sie aber in vollstem Masse üben in Privatschulen. In diesen wird die Schule zur Sache der Eltern gemacht. Hier können die Reformen in den Schuleinrichtungen, welche sie als nützlich und heilsam für das physische und geistige Wohl der Jugend erkannt haben, angestrebt werden, wenigstens in dem leider allzu geringen Masse, von Freiheit, welches ihnen durch die staatlichen und bürgerlichen Institutionen gegeben ist.“ Da es für die postulierte Elternmitsprache noch kein institutionelles Gefäss gab, gestaltete sich die Meinungsbildung eher sprunghaft und chaotisch. Auch Lehrer und Schüler mischten im Reformdiskurs ebenso kräftig wie unkoordiniert mit: Die Lehrkräfte der Realfächer pochten angesichts der grossen Neuerungen in den Naturwissenschaften auf eine Erhöhung der entsprechenden Unterrichtsdotationen, während eine Gruppe von Primanern die drastische Reduktion der Religionsstunden forderte

Als von Lerber im Winter 1888/89 von einer schweren Erkrankung für drei Monate der Schule fern bleiben musste, fielen die massgebenden Entscheidungen. Im von ihm selbst 1885 als Konrektor vorgeschlagenen und als möglicher Nachfolger vorgesehenen Mathematiker Dr. Johann Heinrich Graf erwuchs ihm nun sein Hauptgegner. Sein Verhältnis zu ihm bezeichnete er einmal gallig als das eines späten Merowingerkönigs zu seinem karolingischen Majordomus. Als sich auch die Lehrerschaft von ihm abwandte und, ohne ihn darüber in Kenntnis zu setzen, der Direktion, welche die Schule auf den neuen Kurs einstellte, ihre Loyalität bezeugte, bedeutete dies die faktische Entmachtung. Es blieb ihm nur noch, den Rücktritt einzureichen. Das ganze Ausmass seiner Erschütterung wird deutlich in einem Tagebucheintrag von 1889: „Heute reise ich nach Bern. Ich freue mich nicht auf das Wiedersehen der Schule. Mit Widerwillen und Abscheu trete ich in diesen Greuel der Verwüstung! Es ist nicht mehr meine Schule, nicht mehr die alte Lerberschule, sondern ein widerliches *mixtum compositum* von Realien und alten Sprachen.“ Als er den

Sommerstundenplan des Jahres 1892 zu Gesicht bekam und sah, dass der bisher täglich stattfindende Religionsunterricht in allen Klassen auf drei Wochenlektionen gekürzt und durch eine kurze Morgenandacht ersetzt worden war, verbot er der Schule, weiterhin den Namen Lerberschule zu tragen. Dies war folgerichtig, denn das aus der Reform hervorgegangene Gymnasium war nun gewiss nicht mehr die Schule, die er 1869 hochgemut in die Welt gesetzt hatte. Die Direktion entsprach dem Begehren und wählte als neue Bezeichnung „Freies Gymnasium, bisher Lerberschule“. Ob das Bedauern über diesen Namenswechsel so gross war, wie Albert von Tavel vermerkt, sei dahingestellt. Der neue Name war jedenfalls in mehr als einer Hinsicht Programm: Man war – immer noch – frei von staatlichem Wohlwollen und staatlicher Unterstützung, war aber auch frei von den zunehmend unhaltbar gewordenen Bildungsvorstellungen des Gründers.

Mit dem Ende der Lerberschule beginnt die Geschichte des Freien Gymnasiums. Nicht zufällig fällt dieser Übergang mit dem Ende einer Epoche des Suchens und der Reformen im gesamten bernischen Bildungswesen zusammen. Abgeflaut war auch die verbissene Gegnerschaft von Freisinnigen und Konservativen, und mit dem Aristokratenschreck konnte man kaum mehr jemanden hinter dem Ofen hervorlocken, denn das Patriziat hatte seinen Frieden mit den neuen Gegebenheiten auf kantonaler und eidgenössischer Ebene längst gemacht. Das Verhältnis zu den Behörden entkrampfte sich. Natürlich waren die Freisinnigen immer noch keine Freunde der freien evangelischen Schulen und bis es soweit sein würde, sollte noch ein gutes halbes Jahrhundert vergehen. Vorbei schienen auch die Zeiten, wo sich an Schulfragen die politischen Gemüter bis zu veritablen Presseschlachten aufladen konnten und die Zukunft des Landes von Lektionentafeln abzuhängen schien.

Woran scheiterte von Lerber? Die einfachste Antwort ist wohl die, die er selber gab: an sich selbst. In seinem Abschiedsbrief bat er alle um Verzeihung, die er beleidigt oder geärgert haben könnte, „durch meinen Eigensinn, meine Einseitigkeit, durch Schroffheit oder harte Worte und bittere Urteile.“ Auch wenn in diesen Worten ein wenig Koketterie stecken mag – schliesslich sind die von ihm verwendeten Begriffe ja die unvermeidliche Begleiterscheinung dessen, was er anderswo Charakter nannte, so treffen sie doch einen wunden Punkt im Handeln des Schulgründers. Wer den Zeitgeist nur als zersetzenden Wurm wahrnimmt, wer das, was er für Zeitgeist hält, sich hauptsächlich von seinem Gegner diktieren lässt, darf sich nicht wundern, wenn er von diesem überrollt wird. Sein positives Christentum war gewiss seine grosse Stärke und eine Kraftquelle im Kampf mit seinen Gegnern. Es prägte sein Menschenbild, sein Verhältnis zu seinen Schülern und Kollegen und sicherte ihm die lebenslange Zuneigung der meisten von ihnen. Hierin bleibt er Vorbild. Die Absolutheit jedoch, mit der er seine Art des Bibelverständnisses zur Richtschnur seines Handelns und Kämpfens erkor, machte ihn blind für die historische Bedingtheit seiner eigenen Position. Neue theologische Erkenntnisse sah er nur als Bedrohung, bestenfalls als Prüfung, aus welcher der charakterstarke Fromme gefestigt hervorgehen musste. Dieses Absolute, Unbedingte ist nicht zu verwechseln mit Intoleranz – von Lerber achtete zeitlebens andere Bekenntnisformen, auch bei seiner Lehrerschaft, aber sie durften nicht das heilige Proprium seines Schulentwurfs tangieren. Dies ging solange gut, als sich eine genügende Anzahl von Anhängern hinter diesem Programm versammeln liess. Als aber im innersten Kreis seiner Getreuen der Zeitgeist seine Spuren zu hinterlassen begann, d.h. als Lehrer, Eltern und Direktion die Zukunft der ihnen anvertrauten Kinder nicht mehr in diesem intransigenten religiösen Historismus zu sehen vermochten, war das Lerber'sche Konzept gescheitert. Auch christliche Berner Eltern dachten pragmatisch, als sie ihre Sprösslinge zwar in christlichem Geist erziehen lassen, ihnen aber doch gleiche Chancen in Studium und Beruf dadurch nicht vorenthalten wollten. Auch die Direktion unter Alexander von Tavel scheint keine besonderen Anstrengungen unternommen zu haben, von Lerber zu halten. Der erfahrene Netzwerker sah

in einem gut etablierten privaten Gymnasium zukünftige Möglichkeiten, die er ohne seinen mühsam gewordenen Standesgenossen ungestörter verfolgen konnte.

Was von Lerber aber besonders treffen musste, war, dass seine Lehrer sich von ihm abwandten. Die Lehrerausbildung aller Stufen hatte in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts einen kräftigen Professionalisierungsschub erlebt, dessen sichtbarer Ausdruck anerkannte Patente waren. Von Lerber profitierte davon und er besass die Fähigkeit und das Glück, immer wieder hervorragende Lehrkräfte an seine Schule berufen zu können. Besonders eindrücklich äusserte sich dies auf der Gymnasiumsstufe, wo einige Lehrer der neuen Generation es zu Berufungen an der Universität brachten, so der schon genannte Johann Heinrich Graf, der neben seiner Lehrtätigkeit an der Lerberschule ein Ordinariat für Mathematik bekleidete und seine Laufbahn 1905 mit der Ernennung zum Rektor der Universität Bern krönte. Es konnte der Schule nur förderlich sein, wenn sich ihre Lehrkräfte um zusätzliche wissenschaftliche Meriten bemühten. Diese aber erwarb man nicht gegen, sondern nur in Zusammenarbeit mit den sie verleihenden staatlichen Instanzen; wer Wissenschaft betrieb, unterwarf sich den Regeln der Wissenschaftsgemeinschaft. Dazu kam, dass nach Jahrzehnten des Suchens und Ringens sich bis zur Jahrhundertwende die bildungspolitische Lage geklärt hatte: Kanton und Eidgenossenschaft setzten die Massstäbe für die Maturität und die Ausbildung der Gymnasiallehrer, für die freien Schulen blieben folglich im gesetzten Ganzen der Bildungslandschaft nur recht eng begrenzte Freiräume, deren Ausstattung von nun an neu zu konzipieren war.

Von Lerber dramatisierte sein Ende als Schulleiter zum Gottesgericht: „Gott hat nun gerichtet. Mich hat er verurteilt und meinen Gegnern Recht gegeben. Was Gott tut, das ist wohl getan. Das neue Freie Gymnasium mit den verminderten Bibelstunden gedeiht im Segen. Gott beweist ihm sein Wohlgefallen, ich beuge mich in den Staub und bete an.“ Das neue „Freie Gymnasium“ war mit dem Abgang seines Gründers zwar eine Last los, handelte sich aber eine neue, womöglich noch schwerere Aufgabe ein. Es stellte sich nämlich mit neuer Dringlichkeit die Frage, was eine Schule auf der Grundlage des Evangeliums zu sein habe und wie ihre Stellung in der Gesellschaft des 20. Jahrhunderts zu bestimmen sei. Viele Rektorats- und Präsidentialreden sollten künftig um diese Frage kreisen.

Aber auch der alte Gegner hatte sich neu zu orientieren: Der Freisinn konnte sich als Sieger dieser schulpolitischen Schlacht fühlen, der alte Kämpfer von Lerber war weg, die neue Schule im Wesentlichen ein Gymnasium nach den kantonalen Richtlinien geworden, dem man im Laufe der Jahre das eine oder andere Zugeständnis machen konnte. Aber seltsam: Kaum war man mit der Lerberschule und ihren politischen Exponenten an ein Ende gekommen, musste man erkennen, dass auch der bernische Freisinn ideologisch an sein Ende gekommen war. Auch er hatte seine Raison d'être aus dem Kulturkampf bezogen – der Kampf gegen die freien Schulen war sozusagen der Abgesang desselben – da tauchten neue, bedrohlichere Gegner auf, zur Linken wie zur Rechten. Der politische Arm der Arbeiterbewegung, die SP, und der neu formierte, bäuerlich-gewerblich geprägte Konservatismus in Gestalt der BGB begannen an der Dominanz des bernischen Freisinns zu rütteln – auf Bundesebene währte sie noch drei Jahrzehnte länger - und ihn nach dem 1. Weltkrieg zur Stellung einer Partei neben andern herunterzudrücken. So konnten die Erzfeinde von einst nun daran gehen, ihr Verhältnis zu begradigen. Dies gelang in 50-Jahresschritten: 1909 zum 50. Geburtstag gab es die Anerkennung der hauseigenen Maturitätsprüfung, ab 1964 endlich kantonale Subventionen, und heute zählen freisinnige Politiker zu den verlässlichsten Stützen der Freien Schulen.

2. Gute Zeiten – Schlechte Zeiten: Das Freie Gymnasium 1892 -1925

2.1. Die ersten Schritte der neuen Schule – das Direktorium Strahm 1892 - 1896

Das Freie Gymnasium gedieh, wie die wachsenden Schülerzahlen zeigten. 1890 zählte man 353 Schüler, und ihre Zahl stieg bis zum Kriegsjahr 1915 auf sage und schreibe 500! Die Schule wuchs, weil sie offenbar einem Bedürfnis entsprach, wie der Berichtersteller Hanno Beriger zum 125-Jahr-Jubiläum lakonisch festhält. Dies war möglich, so Beriger weiter, weil das Schulgeld mit 120.- Franken pro Jahr bescheiden blieb, weil Direktor und Lehrerschaft zu bescheidenen Arbeitsbedingungen wirkten und weil, und dies entsprach nun gewiss nicht von Lerbers ursprünglichen Absichten, grosse Klassenbestände in Kauf genommen wurden. Zum Nachfolger und neuen Direktor wurde der 1845 geborene Pfarrer Friedrich Strahm gewählt. Der bisherige starke Mann, Johann Heinrich Graf, kam, eingefleischter Realist, der er war, als Leiter eines Gymnasiums auf christlich-humanistischer Basis nicht in Frage, zudem war er inzwischen Ordinarius an der Universität Bern geworden. Die neben der Eignung zur Schulleitung geforderten guten Bibelkenntnisse und Fähigkeit, guten Religionsunterricht zu erteilen, glaubte man am ehesten bei einem Theologen zu finden. Strahm hatte bereits zwei Jahrzehnte pfarramtlicher Tätigkeit hinter sich, unter anderem ein Jahrzehnt an der Nydegkirche, und kannte die Schule schon als Mitglied der Direktion. „Strahms Predigt war, wie sein ganzes Wesen, schlicht und einfach, daher volkstümlich. Den ausserkirchlichen Evangelisationsbestrebungen stand er freundlich gegenüber, lehnte aber den mit gewissen Erweckungspredigern getriebenen Kultus ab.“ Weil ihm schulische Erfahrung fehlte, wurde ihm in der Person von Gottlieb Beck ein schlachterprobter Kämpfer als Stellvertreter an die Seite gestellt. Die Existenzberechtigung einer christlichen freien Schule war für Strahm und Beck gegeben. Im Mittelstand und in der Arbeiterschaft sei von einer häuslichen Erziehung in den Lehren des Christentums wenig zu erwarten und man vertröste sich dort mit der Schule.

Strahm sah sich keiner leichten Aufgabe gegenüber, musste doch die alte humanistisch-christlich geprägte Lerberschule mit dominierendem Latein- und Religionsunterricht mit den Erfordernissen des neuen Gymnasiums und seinen zehn Maturfächern versöhnt werden. Dies erforderte Kompromisse. Der neue Direktor stellte sich den neuen Anforderungen, reduzierte die Zahl der Lateinstunden und den Religionsunterricht zugunsten der Mathematik und der Realfächer und versuchte daneben, das Profil der Schule dadurch zu erhalten, dass er eine kurze Morgenandacht mit Gebet und Gesang an den Anfang des Unterrichts setzte, der auch mittags und abends mit einem Gebet beschlossen wurde. In seiner ersten Promotionsrede von 1893 rechtfertigte Strahm die Neuerungen mit folgenden Worten: „Unsere Aufgabe ist es, der apostolischen Weisung nachzuleben ‚Seid untertan der Obrigkeit‘, d. h. befolgt und erfüllt, was sie verlangt, auch ihre Postulate für die Maturitätsprüfungen.“ Strahm und Beck ist zugute zu halten, dass nach der langen Phase ideologisch geprägter Kämpfe das Zeitalter des Revisionismus angebrochen war, das auch andere Bewegungen von grösserem politischem Kaliber zu spüren bekamen. Ausser dem Nachvollzug der Gymnasialreform war auch die Schulstruktur einer Prüfung zu unterziehen. Der Schulverein wurde erneuert und ins Handelsregister eingetragen. Damit erhielt er eine selbständige und nach aussen hin sichtbare Existenz. Er bildete ab jetzt die Grundlage der Schule und wählte die Direktion, die er mit weitgehenden Vollmachten ausstattete. Als Direktionspräsident amtierte weiterhin der Veteran Alexander von Tavel.

Neben eher leichtgewichtigen Neuerungen wie der offenbar von den Schülern analog zu den städtischen Mittelschulen gewünschten Einführung einer Schülermütze – hellblaue mit rotweissem Randbändchen für die Progymnasiasten, schwarze mit blauweissem

Randbändchen für die Gymnasiasten – oder der Einführung eines abstinenten Gymnasialvereins „Patria“, der an Stelle des zum wiederholten Mal abgeschafften bierseligen Gymnasialvereins trat und auf die Unterstützung der Schulleitung zählen konnte, gab es auch schwerer wiegende, v.a. im Bereich der Maturitätsprüfungen. 1894 und 1895 erhielt das Freie Gymnasium die Anerkennung seines Maturitätszeugnisses für die Zulassung zu den Prüfungen an der ETH sowie an den medizinischen Fakultäten. Noch wurde dem Freien Gymnasium die Hausmatur verweigert, doch bedeuteten die Zugeständnisse, wie erwähnt, den Beginn der Anerkennung der freigymnasialen Ausbildung durch den Staat und damit die Morgenröte eines partnerschaftlichen Verhältnisses. Zu dieser Entkrampfung mochte auch beigetragen haben, dass aus dem Lehrkörper der Schule eine Reihe von bedeutenden Wissenschaftlern wie die Theologen Adolf Schlatter und Fritz Barth oder die Mathematiker Johann Heinrich Graf und Paul Gruner hervorgegangen waren, wie auch die Tatsache, dass die Absolventen der Schule während Jahren mit gutem Erfolg die Maturitätsprüfungen an fremden Orten bestanden hatten. Schon in den Anfängen der Lerberschule hatten regelmässige und gründlich durchgeführte Inspektionen des kantonalen Schulinspektors Landolt, die von Lebrer ausdrücklich begrüsst hatte, den Behörden gezeigt, dass der Unterricht der neuen Schule den Vergleich mit den staatlichen Instituten nicht zu scheuen brauchte.

Pfarrer Friedrich Strahm musste nun aber feststellen, dass ihn die Mehrfachbelastung als Schuldirektor, Lehrer – er unterrichtete Religion, Latein und Geschichte – und Pfarrer überforderte, so dass er um seine Entlassung bat. Nach bloss vierjähriger Regentschaft nahm er an der Promotionsfeier 1896 von der Schulgemeinschaft Abschied und ging als Münsterpfarrer wieder in seinen angestammten Beruf zurück, blieb aber Mitglied der Direktion. Ob die angegebenen wirklich die einzigen Gründe zum Rücktritt waren, lassen wir dahingestellt, geben aber zu bedenken, dass der rund zehn Jahre später von Strahm selbst losgetretene Streit mit seinem Nachfolger Preiswerk über die Frage des Religionsunterrichtes auch andere Gründe plausibel erscheinen lassen. Zum Nachfolger wählte die Direktion den jungen Pfarrer Heinrich Preiswerk aus Basel.

2.2. Das Direktorium Preiswerk 1896 – 1925

2.2.1. Der neue Direktor

Heinrich Preiswerk war, wie sein Vorgänger, Schüler des humanistischen Gymnasiums Basel gewesen und hatte in Basel, Berlin und Halle Theologie studiert und Stellen in London, im Kanton Schaffhausen sowie in der reformierten Gemeinde des benachbarten Freiburg bekleidet. Der Schulgemeinde stellte er sich an der Promotionsfeier des Jahres 1896 vor mit einer Ansprache über „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang, das ist eine feine Klugheit, wer danach tut, dessen Lob bleibet ewiglich.“ Die der Schule anvertrauten Söhne sollten zu Zeugen und Trägern des Ruhmes Gottes werden in der Welt und in der Ewigkeit, darin sah er Ziel und Berechtigung des Freien Gymnasiums. Mit der ihm eigenen Lakonie fügt Albert von Tavel bei: „Daneben zeigte er sich entschlossen, den staatlichen Vorschriften über die Bildung des heranwachsenden Geschlechts aufs gewissenhafteste nachzukommen,“ mit andern Worten den von seinem Vorgänger begonnenen Spagat zwischen moderner gymnasialem Fächerkanon und christlich-humanistischer Grundausrichtung weiter zu führen.

Preiswerks Amtsantritt stand unter einem guten Stern. Er wurde vom erfahrenen Vizedirektor Gottlieb Beck loyal unterstützt und beteiligte sich am Unterricht mit 10 Lektionen Religion, Hebräisch und Latein. Kurze Zeit nach Antritt seines Direktorates promovierte er an der philosophisch-historischen Fakultät mit einer Arbeit über das Buch Daniel, die durchaus auf

der Höhe der Bibelkritik jener Zeit stand und seinen Vorgänger von Lerber, hätte er sie lesen müssen, in tiefste Verzweiflung gestürzt hätte. Preiswerk bemühte sich, das geistige Erbe von Lerbers in zeitgemässer Form in Ehren zu halten und im Schulalltag wirksam werden zu lassen. Religionsunterricht und Morgenandacht suchte er immer wieder zu begründen, auch weil er fühlte, dass sie ihre ursprüngliche Selbstverständlichkeit verloren hatten. „Ihre Aufgabe sollte es sein, Lehrer und Schüler aus den Worten der Bibel daran zu erinnern, was Gottes Wille ist und was es heisst, nach seinem Willen zu handeln“.

Besonders umgetrieben wurde er, für einen Schulleiter nicht von ungefähr, durch die Frage von Freiheit und Gehorsam, deren Verhältnis er theologisch und pädagogisch einzukreisen versuchte. Preiswerk war der Überzeugung, dass auch im „Zeitalter des Kindes der Weg zur wahren Freiheit einzig und allein durch die Pforte des Gehorsams führe“. „Auch die Disziplin, von ihren hohen Grundforderungen bis zu den äusseren kleinen Andeutungen hinab, kann kein anderes Ziel haben, als dem Schüler zum Bewusstsein zu bringen, was er als Ebenbild Gottes sich selbst, seinen Mitmenschen und seinem Gotte schuldig ist und wie er als solches zur Selbstbeherrschung zu gelangen vermag.“ Diesen Vorgaben suchte er in seiner Schulleitertätigkeit nachzuleben. Er legte grosses Gewicht auf tadelloses Verhalten der Schüler. Im Übrigen war den Lehrern seit einigen Jahren untersagt, zur Durchsetzung der Disziplin zu Tätlichkeiten Zuflucht zu nehmen.

Christliche Erziehung war für Preiswerk Erziehung zur wahren Humanität im reinsten und edelsten Sinn des Wortes, wobei er das eigentlich Humane in der Gottebenbildlichkeit des Menschen sah, die einem jeden, wenn auch in verschiedener Weise gegeben ist. Der christliche Erzieher hat die vornehme Aufgabe, dieses Gottesgeschenk in seiner Anlage zu entfalten, das von Gott gegebene Leben zu fördern. Preiswerk wusste sehr wohl, dass die Lehrer ein solches Leben nicht pflanzen, nicht einmal entwickeln, sondern im besten Falle nur wecken oder helfen können, es zu bewahren.

2.2.2. Die Entwicklung der Schule bis zum 1. Weltkrieg

Der Zeitgeist, der alte Schwesternorden, pochte gelegentlich auch an die Pforten des Freien Gymnasiums, nicht immer als willkommener Besucher. Um die Jahrhundertwende hatte er einen besonderen Reform-Wurm im Gepäck: Es ging um die Zulassung von Mädchen an der ehrwürdigen Knabenschule. Verschiedene Anläufe waren zuvor abgeschmettert worden, nun entschied die Direktion, „dass es bei dem nun einmal herrschenden Zug der Zeit dem Freien Gymnasium übel anstehen würde, den Mädchen die Vorteile einer Vorbereitung zur Universität in einer christlichen Schule zu verweigern.“ Im Jahre 1901 meldeten sich gleich zwei Schülerinnen an, allerdings für verschiedene Stufen. Beide schlossen ihre Schulkarriere mit einer glänzenden Maturitätsprüfung ab, Marguerite von Steiger im Jahre 1906, Lily von Sinner, die jüngere, drei Jahre später. Ermöglicht hatte diese Revolution ein grosses Revirement in Direktion, Schulleitung und Lehrerschaft, das seit der Jahrhundertwende das Freie Gymnasium personell von Grund auf erneuerte. „Nichts illustriert den ‚neuen Kurs‘, den das Freie Gymnasium seit dem Jahrhundertwechsel eingeschlagen, besser als dieser Vorgang. Es ist mehr als zweifelhaft, ob die alten konservativen Herren von der Direktion, denen ein Greuel war, was von ferne an Frauenemanzipation erinnerte, sich so leicht dazu verstanden hätten, der Frau die akademische Bildung erschliessen zu helfen“, lautet dazu der bissige Kommentar Albert von Tavel, dessen Vater die Direktion immerhin von 1866 bis zu seinem Tode im Jahre 1900 geleitet hatte. Allfällige Sorgen diesbezüglich waren aber nicht angebracht, das Freie Gymnasium wurde auch in dem auf dieses epochale Ereignis folgenden Jahrhundert nicht zu einer ausgesprochenen Frauenbildungsanstalt. Den Entscheid mochte der Direktion unter ihrem neuen Präsidenten Ludwig von Tschärner erleichtert haben, dass die

Schülerinnen nicht Müller oder Meier, sondern von Sinner und von Steiger hiessen. Fast gleichzeitig mit der ersten Schülerin tauchte auch in der Lehrerschaft das erste weibliche Wesen auf. Albert von Tavel, der Unbestechliche, belehrt uns, dass es nicht um emanzipatorische Neigungen des Zeitgeistes ging, als sie angestellt wurde. Als ein abtretender Lehrer durch einen älteren Kollegen ersetzt werden musste, „konnte man diesem nicht den gleichzeitigen Unterricht zweier Klassen zumuten, daher wurde beschlossen, der IV. Klasse wieder den eigenen Lehrer zu geben, und hiez zu aus Sparsamkeitsrücksichten in Fräulein Kunz eine Frau gewählt.“

Zu den für die Schule weniger erfreulichen Veränderungen gehörte neben den finanziellen Sorgen der Rückgang der Zahl der Elementarschüler. Das Wachstum der Stadt brachte eine zunehmende Abwanderung in die Aussenquartiere und gleichzeitig eine Zunahme des Verkehrs. Dies machte den Weg zu einer innerstädtischen Schule für die Kleinsten zu einem immer grösseren Risiko, das die Eltern begreiflicherweise immer weniger eingehen konnten. Dieser Rückgang zeichnete sich schon vor dem 1. Weltkrieg ab und akzentuierte sich danach, so dass die ersten drei Elementarklassen Anfang der dreissiger Jahre an die Neue Mädchenschule abgetreten werden mussten.

Wie heikel die geistige und geistliche Erneuerung der Schule immer noch war, erwies sich an einem glücklicherweise Einzelfall gebliebenen Streit zwischen einigen Protagonisten des Freien Gymnasiums. Kurz vor dem 50-jährigen Jubiläum trat der ehemalige Direktor, Münsterpfarrer Friedrich Strahm, aus der Direktion, deren Vizepräsident er war, zurück. Strahm kritisierte, dass die Schule den alten von Lerberschen Schulgrundsätzen immer weniger nachlebe, was sich besonders bei Lehreranstellungen negativ bemerkbar mache. Besonders im Visier hatte er den zum Professor gewählten Fritz Barth, Religionslehrer am Freien Gymnasium, und den neu gewählten, als Vermittlungstheologen geschmähten Pfarrer Wilhelm König von Muri. Ihnen wurde vorgeworfen, der Bibelkritik zu viel Raum zu gewähren und rationalistische Reformen zu vertreten. „Es ging um die stets wieder neu aufbrechende Frage nach dem Weg vom dogmatisch bestimmten Christentum zum lebendigen Christus und damit im Zusammenhang um das Hinaustreten aus dem engen Kreis der Frommen in die moderne Welt mit ihren drängenden Problemen eben gerade unter der Jugend.“ Fritz Graf's Überlegungen dazu sind heute noch sehr lesenswert und es ist zu spüren, dass Graf, der in den frühen zwanziger Jahren das Freie Gymnasium absolvierte, existentiell davon berührt wurde. Da sich Direktor Preiswerk entschieden hinter Barth stellte, indem er ihm eine in lebendigem Glauben gefestigte Persönlichkeit attestierte, die einerseits die Gebiete ihrer Wissenschaft von Grund aus beherrsche und andererseits selbst erfüllt sei von der Liebe Christi und vom Verständnis für die Schwierigkeiten junger Menschen, sei er in besonderer Weise in der Lage, in diesen den Sinn für die ewigen Güter des Lebens zu wecken und zu fördern, setzte er dem Streit ein Ende, worauf sein Vorgänger Strahm die Konsequenzen zog und die Direktion verliess.

Ein Vorbote kommender Krisen im für die Schule empfindlichen Bereich geistlicher Ausrichtung tauchte auf, als das seit von Lerbers Zeiten übliche Gebet zur Eröffnung und zum Abschluss des Vormittags- und des Nachmittagsunterrichtes kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Frage gestellt wurde, und zwar nicht etwa von jungen Lehrern, sondern von alten, frommen, lerberisch inspirierten, die meinten, das Mittagsgebet sinke mangels Gebetsstimmung zur blossen Formalität herab. Ihr Alarmruf wurde zwar gehört und diskutiert, doch wurden schliesslich die beiden Mittagsgebete und das Nachmittagsgebet in das Belieben der Lehrer gestellt, d.h. letztlich geopfert, ein Opfer, das der Zeitgeist erhielt, ohne danach verlangt zu haben.

Mit zum erfreulichen Bild, das die Schule bis in die Zeit des ersten Weltkriegs bot, trug die Entwicklung der Maturitätsanerkennung bei. Der Mathematiklehrer Paul Gruner, er wirkte 1893-1904 an der Schule und avancierte später zum Professor an der Universität, hatte sich in zäher Arbeit um den Ausbau des Realgymnasiums und um die Anerkennung von dessen Maturität an der ETH bemüht, die 1902 erreicht wurde. Noch fehlte aber der letzte Schritt zur Gleichstellung mit den staatlichen Gymnasien, die Gewährung der Hausmatur. 1909 wurde sie dem Freien Gymnasium endlich gestattet und im gleichen Jahr wurde das erste Examen nach dem neuen Modus durchgeführt. Der Experte der Maturitätskommission hatte ab jetzt in den Fächern Deutsch, Französisch, Englisch und Mathematik im Einverständnis mit dem Lehrer das Prüfungsthema zu bestimmen. Die mündlichen Prüfungen nahm der Lehrer ab. Die schriftlichen und mündlichen Prüfungen wurden von der Maturitätskommission zensiert und aus dem arithmetischen Mittel zwischen Erfahrungs- und Prüfungsnote wurde die Maturitätsnote errechnet.

Zu den innigsten Anliegen des Schulgründers von Lerber hatte gehört, die Schüler mit intellektuellem Wissensstoff nicht zu überfordern und ihnen mit sportlicher Betätigung einen Ausgleich zum meist sitzend vollzogenen Lernen zu verschaffen. Zum Nationalgedanken des 19. Jahrhunderts gehörte die Leibesertüchtigung, die den zukünftigen Bürgersoldaten auf die Verteidigung des Vaterlandes vorbereiten sollte. Diesem Ideal fühlte sich auch der christliche Patriot vom Schlage eines von Lerber verpflichtet, aus dessen Schule bekanntlich christliche Felsenmänner hervorgehen sollten. Inwiefern später der sozialdarwinistische Fitnessgedanke eine Rolle spielte, sei dahingestellt. Von Lerber selbst verwendete den Begriff „Kampf ums Dasein“ in einer Rede, und eine seltsame Koinzidenz will es, dass die Publikation von Charles Darwins „Origin of Species“ und die Gründung der Lerberschule ins selbe Jahr fallen. Die Frage nach geeigneten Sportplätzen und –räumlichkeiten begleiteten die Schule von Beginn an und fanden bis zum Neubau von 1972 keine dauerhafte Lösung. Auch das Problem des fehlenden Pausenplatzes, zur Zeit der Schulgründung noch nicht so akut wie später unter veränderten Verkehrsbedingungen, war an den alten Schulstandorten nicht befriedigend in den Griff zu bekommen.

Wie der Wechsel von Lernen und Bewegung in den Anfängen aussah, schildert Samuel Mori, der Nachfolger Hermann Eggers als Lehrer an der so genannten Eggerschule in seinen Erinnerungen „Mein Leben in der Lerberschule“: „Der Unterricht wurde mir schwer. Wir hatten keine rechten Schultische, sondern nur flache, etwa so anzusehen wie Wirtshaustische. Da sassen die Knaben einander gegenüber und der Lehrer obenan. Jede Lektion dauerte nur eine halbe Stunde, dann war wieder eine halbe Stunde frei zum Spielen und Springen. Wieder rief der Lehrer zur Lektion. Aber schneller als mir lieb war, kam wieder die halbstündige Freizeit und die dritte kurze Lektion bildete den Schluss. Am Nachmittag war die Ordnung gleich.“ Mit jedem Umzug verbesserte sich zwar der schulische Komfort, solange man aber in der Innenstadt blieb, musste man für die Pausen und den Turnunterricht auf Provisorien ausweichen, was teilweise längere Wege zur Folge hatte. Die von Lerber'sche Tradition der Schulspaziergänge wurden von Preiswerk wieder aufgenommen in Gestalt von monatlichen Halbtagesspaziergängen, die ganztägigen Sommerausflüge wurden auf zwei bis drei Tage erweitert. König Fussball begann seinen Siegeszug, dem sich auch die Freigymeler voll Wonne unterwarfen, was bei der Schulleitung des auf den Fussballplätzen herrschenden „grogen Tones“ wegen nicht auf ungeteilte Zustimmung stiess. Auch nach dem Umzug an die Nägeligasse ging das Nomadisieren bei der Wahl der Sportplätze und Turnhallen weiter. Gelegenheit zur sportlichen Betätigung boten auch ein freiwilliger Turn- und Spielverein, der mit Erlaubnis des Gemeinderates am freien Mittwochnachmittag das Schwellenmätteli benutzen durfte, der militärische Vorunterricht (heute Jugend und Sport) sowie die eben

aufkommende Pfadfinderbewegung. Erst 1947 gelang mit dem Bau einer eigenen Turnhalle an der Aare unten ein Ausweg aus all den Provisorien.

Für das Schulleben ausserhalb des Unterrichtes sorgten verschiedene Einrichtungen und Anlässe. „Gymnasia“ und „Patria“ hiessen die Gymnasialvereine für die Schüler der oberen Klassen. „Mancher, dem in der Schule das Herz nicht aufging, wurde hier von einem Geistesblitz getroffen und in geistige Auseinandersetzung hineingerissen, die bedeutsam sein konnte für das ganze Leben,“ schreibt Fritz Graf dazu. Gelegentlich brachte man auch ein Schultheater auf die Beine. Noch war das Theater aber keine feste Einrichtung im Stundenplan wie heute. Es wird berichtet, dass im Jahre 1898 das vaterländische Schauspiel „Der Twingerherrenstreit“ von Rudolf von Tavel aufgeführt wurde. Die Reinerträge der vom Gymnasialverein und von den Schülern organisierten Abendunterhaltungen und Theateraufführungen kamen der Ausstattung der Fachräume von Chemie und Physik zugute. Für letztere hatte man damals gerade für teures Geld den elektrischen Strom im Freien Gymnasium installiert, alles natürlich im Hinblick auf die ersehnte Zulassung der Real maturanden zu den Studien an der ETH. Das schon erwähnte „Biersaufen“ blieb aber die Achillesferse der Gymnasia bis in die Zeit des 1. Weltkrieges hinein. Auch im Jahre 1898 etablierte sich dank der Initiative und unter der Leitung des Physiklehrers Dr. Rudolf Huber ein Schülerorchester, auf dessen Probezeiten sogar der Stundenplan Rücksicht nahm. Es wirkte wiederholt an Münsterkonzerten mit, spielte einmal in der Kirche Laupen und führte zusammen mit dem Schülerchor 1913 in der Französischen Kirche die Missa Brevis von Mozart auf. Schliesslich trat auch wieder, als Frucht einer christlichen Jugendbewegung, ein Bibelkränzchen in Erscheinung.

2.2.3. Das Jubiläumsjahr 1909

Im Hochgefühl darüber, dass die Schule endlich den ihr angemessenen Platz im bernischen Bildungswesen erkämpft hatte – man war in Sachen Maturitätsprüfungen den öffentlichen Gymnasien endlich gleichgestellt worden – beging die Schulgemeinschaft die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Schule. Die Freude der Vielen über das unter grösstem Einsatz und unendlichen Opfern Erreichte war berechtigt. Nur: Wer erinnerte sich noch daran, dass nach der Trias von Schulhausneubau, Sieg über den Schulvogt und 25-Jahre-Jubiläum in den achtziger Jahren des vorangegangenen Jahrhunderts die Schule sehr ernste Probleme zu bewältigen hatte? Gab es nicht auch jetzt Zeichen kommenden Unheils?

Die Schulgemeinschaft liess sich die Festfreude nicht verderben. Die eigentliche Feier fand am 28. Oktober in der Französischen Kirche statt. Reden des Direktionspräsidenten Ludwig von Tschanner, des Vaters der legendären Madame de Meuron, des Direktors Heinrich Preiswerk und des Pfarrers Bay brachten die Dankbarkeit der Ehemaligen zum Ausdruck. Mit dem Chor „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“ aus Haydns „Die Schöpfung“ und einem Gebet von Münsterpfarrer Hadorn endete die offizielle Feier, an die sich am Abend ein Festbankett mit 280 geladenen Gästen im grossen Casinosaal anschloss. Die Ehemaligen überreichten dem Kassier Otto Hahn ein Geldgeschenk, das, wie dieser gerührt vermerkte, genau doppelt so hoch war wie das zur 25-Jahrfeier. Symbolisch für die Ankunft im Schosse der bernischen Bildungsfamilie waren die Glückwunschadressen der Universität Bern und der Kantonalen Maturitätsprüfungskommission. Weitere Gratulationen überbrachten Pfarrer Bernhard Beck, Rektor der jüngeren Schwesteranstalt, des Freien Gymnasiums Zürich, sowie Direktor Walter Dähler von der geistesverwandten Neuen Mädchenschule, selbst ehemaliger Lerberschüler. Als Veteranen aus der Gründerzeit durften die beiden Lehrer Friedrich Hadorn (Lehrer der Elementar- und Progymnasialklassen 1864-1912) und Daniel Huber (Lehrer für Latein, Griechisch und Deutsch von 1869 bis 1925) die verdienten Ovationen ihrer

ehemaligen Schüler entgegennehmen. Verschönert wurde der Festabend durch Darbietungen des Schülerorchesters und Stücke auf der neuen Casino-Orgel.

2.2.4. Krieg, Finanzprobleme, Existenzkrise

Auch das Freie Gymnasium blieb natürlich vom grossen Völkerringen im Ersten Weltkrieg nicht unberührt, obwohl sich die einschneidendsten Folgen der Auseinandersetzung erst nach deren Ende bemerkbar machten. Die Kriegsjahre brachten der Schule allerlei Aufregung, aber auch Ungemach. Für die am 1. Mai 1914 eröffnete Landesausstellung hatte der Gemeinderat in Erwartung eines Massenansturmes von Besuchern verfügt, die Schulhäuser seien als Unterkünfte bereit zu halten. Um Kollisionen mit dem Schulbetrieb zu vermeiden, wurden die Schulferien von Mitte Juli bis Mitte September verlängert, zur Freude natürlich der Schüler, weniger der Eltern. Die Landesausstellung wurde eifrig besucht und bot auch dem Freien Gymnasium eine willkommene Plattform zur Selbstdarstellung.

Kurzzeitig bot das Schulhaus auch einem Divisionsstab Unterkunft, bevor sich ab Mitte September wieder der normale Schulbetrieb einstellte. Dieser wurde allerdings schwer beeinträchtigt durch den Aktivdienst, dem rund ein Viertel der Lehrerschaft Folge zu leisten hatte. An Stellvertretern – in einem Semester waren mehr neue Namen zu verzeichnen als vorher in 10 Jahren - nahm man, was der Markt hergab. „Als Chemielehrerin zu den grossen Buben kam ein Fräulein, in die erste Elementarklasse ein Missionar,“ beschreibt Albert von Tavel die Lage. Die Stellvertretungen wurden stundenweise honoriert und dafür den eigenen, im Felde stehenden Lehrern ein Besoldungsabzug von 20 – 25 % aufgebremmt, sofern sie keine Familienlasten zu tragen hatten! Dennoch florierte die Schule und erreichte mit 500 Schülerinnen und Schülern einen vorher und nachher nie erreichten Höchststand. So erfreulich dies im Hinblick auf die angespannte Finanzlage auch war, erregte es auch gewisse Besorgnisse. Klassen mit 40 und mehr Schülern waren pädagogisch wenig erspriesslich und das Gegenteil dessen, was sich Gründervater von Lerber als Betreuungsideal vorgestellt hatte. Es sei an dieser Stelle nicht verschwiegen, dass die Statistik noch für das Jahr 1960 auf der Unterstufe eine Schülerzahl pro Klasse von 40 und im Gymnasium eine solche von 36 Schülern aufweist. Dies änderte sich erst mit der Einführung von Parallelklassen, die schon in den Jahren nach der Jahrhundertwende erwogen, aber aus Kostengründen recht rasch verworfen worden war.

Zu den unvermeidbaren Erscheinungen des Krieges gehörten die zunehmende Knappheit lebensnotwendiger Güter des täglichen Bedarfs und die damit verbundene Teuerung. So konnte das städtische Gaswerk infolge unsicherer Kohlelieferungen eine genügende Gasversorgung nicht mehr garantieren. Da schritt man zur Einführung des elektrischen Lichtes in den Schulzimmern. Für den Unterricht in den Naturwissenschaften war die Schule schon seit 1900 an das städtische Gleichstromnetz angeschlossen, doch mittlerweile hatte die Stadt ihre elektrische Energie aus weiter entfernten Kraftwerken zu beziehen begonnen und daher auf Wechselstrom umgestellt. Die nun dem Freien Gymnasium als Wechselstrom gelieferte Energie musste hausintern durch eine neu angeschaffte Umformergruppe in Gleichstrom umgewandelt werden. All dies kostete viel Geld.

Auf die Teuerung in den Kriegsjahren reagierte der Staat mit Lohnerhöhungen für die Lehrkräfte und die freien Schulen mussten im Rahmen ihrer beschränkten Möglichkeiten da natürlich mitziehen. Die Anfangsbesoldungen wurden erhöht und betragen für Gymnasiallehrer gegen Kriegsende 5000 Franken im Jahr, diejenige der Progymnasiallehrer 4500 und die der Elementarlehrer 3500 Franken. Während 15 Jahren wurde alle drei Jahre eine Erhöhung um 300 Franken gewährt. Wo aber sollte das Geld für all diese Mehrausgaben

herkommen? Die bisherigen freiwilligen Kontribuenten waren selbst durch die allgemeine Teuerung stärker unter Druck geraten und hatten weniger Geld für freie Leistungen als unter der guten Vorkriegskonjunktur. Dazu bürdeten 1916 eine eidgenössische Kriegssteuer, 1918 ein neues Steuergesetz und 1919 ein neues Erbschaftssteuergesetz mit verschärfter Progression dem Einzelnen zusätzlichen Lasten auf. Nur mit schlechtem Gewissen konnte man da an Schulgelderhöhungen denken, obschon kein Weg daran vorbei führte.

1917 besuchten 500 Schülerinnen und Schüler das Freie Gymnasiums, eine beeindruckende, ja, wie Fritz Graf meint, sogar beängstigende Zahl, besonders wenn man bedenkt, dass der Schulraum im Grossen und Ganzen derselbe geblieben war und die Zahl der Lehrkräfte nicht zugenommen hatte. Die Rekord-Schülerzahl des Jahres 1917 gibt uns die Gelegenheit, kurz innezuhalten um die Zusammensetzung der Schülerschaft des Freien Gymnasiums einer näheren Betrachtung zu unterziehen. 460 der 500 Schülerinnen und Schüler waren Schweizer, deren 40 (8%) Ausländer. 323, also knapp zwei Drittel, waren Berner, ein Drittel, nämlich 154 Bürger der Stadt Bern. 69 (14%) stammten aus Landgemeinden und 137 (27%) aus anderen Schweizer Kantonen. Unter den Ausländern stellten die Deutschen mit 20 Schülern (4%) den Hauptharst, dazu kamen 5 Österreicher, 4 Amerikaner, 3 Holländer, 2 Russen und je ein Engländer, Italiener, Grieche, Däne, Pole und Türke. Das Fehlen von Franzosen wird vom Berichtstatter Albert von Tavel auf das kriegsbedingte Misstrauen gegen deutschsprachige Städte zurückgeführt. Es war zudem so, dass die Lehrerschaft der freien Schulen im 1. Weltkrieg überwiegend deutschfreundlich gesinnt war.

In der gesamten Schülerschaft befanden sich bloss 11 Mädchen (2%), ihr Anteil stieg vor dem 2. Weltkrieg nie über 10%, was wohl auch damit zusammenhing, dass das akademische Studium für Frauen vor dem 2. Weltkrieg weiterhin die Ausnahme blieb und deshalb von den jungen Frauen wie von ihren Eltern besondere Weitsicht und Unvoreingenommenheit voraussetzte. Für die höhere Mädchenbildung auf christlicher Grundlage war die Schwesterinstitution „Neue Mädchenschule“ (heute „Neue Mittelschule“, NMS) zuständig, die auf der Sekundarstufe II die zukünftigen Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen der untersten Klassen ausbildete.

Angesichts der angespannten Finanzlage der Schule verzichteten die Lehrer auf eine Entlastung, für sie war die Bewältigung einer grossen Schülerzahl mehr Ehrensache als Opfer, trotz der im Vergleich zum Kanton deutlich tieferen Löhne. Zwar hatte man im Rahmen des Möglichen durch Umbauten zusätzliche Räumlichkeiten geschaffen, diese kamen aber fast ausschliesslich den Realfächern zugute. Es verwundert darum nicht, dass der Direktor und eine zu diesem Thema einberufene Versammlung von Eltern und Schulfreunden den Verkauf der „Nägelgasse“ erwogen zugunsten eines Neubaus am Viktoriaplatz oder im Kirchenfeld, mit Turnhalle und Spielplatz, worauf Direktor Preiswerk an der Schulvereinsversammlung von 1908 einen entsprechenden Antrag stellte. Auch an eine Aufstockung des Schulhauses um ein viertes Geschoss dachte man. Beide Vorhaben scheiterten, zum einen an der Skepsis bezüglich der Kosten, zum andern wollte man die insgesamt doch als vorteilhaft angesehene zentrale Lage nicht preisgeben.

An dieser Stelle ist nun kurz Rückschau auf die Finanzgeschichte des Freien Gymnasiums zu halten. Geldmangel war seit den Anfängen der Lerberschule ständiger Begleiter des Schulalltags und es nötigt dem heutigen Betrachter der Schulgeschichte höchste Bewunderung ab, mit welcher Zuversicht, mit welcher Opferbereitschaft die am Schulwagnis Lerberschule und Freies Gymnasium Beteiligten auch in scheinbar ausweglosen Situationen den festgefahrenen Finanzkarren wieder in Fahrt zu bringen vermochten.

Von Lerber selbst begann mit einem bescheidenen monatlichen Schulgeld von 6 Franken, das schliesslich auf 20 -30 Franken, je nach Schulstufe, festgelegt wurde. Da davon die laufenden Unkosten nicht gedeckt waren, musste man sich den fehlenden Betrag zusammenbetteln. Nicht zuletzt wegen der ständigen Pflicht, die notwendigen Mittel zu beschaffen, wurde 1866 eine Direktion ins Leben gerufen. Immer wieder konnte die Schule auf das Wohlwollen von Gönnern zählen, so z.B. beim Bezug des neuen Schulhauses an der Judengasse (heute Amthausgasse) 1866, als Direktionsmitglied Bernhard von Wattenwyl-de Portes der Schule sein Haus gegen einen bescheidenen jährlichen Mietzins anbot. 1871, anlässlich des erneuten Umzugs in ein neues, grösseres Domizil, diesmal an der Schauplatzgasse 37, übernahm eine Art Aktiengesellschaft, gebildet aus Freunden der Schule, die Finanzierung. 1874/75 steckte die Schule erneut in der Klemme, die Schulrechnung wies ein Defizit von 25'000 Franken auf. Von Lerber, der sich früher schon verpflichtet hatte, nur bei günstiger Finanzlage einen Jahreslohn zu beziehen, erstattete daraufhin drei Jahresgehälter zurück und erklärte, er müsse die Schule schliessen, wenn nicht bis Ende 1874 50 Subskriptionen zu 500 Franken auf vier Jahre gezeichnet würden. Zwei Wochen später lagen die benötigten Subskriptionen vor. Die Folge war die Gründung einer Schulgenossenschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten, freiwillige Beiträge in selbst bestimmter Höhe zu leisten, zunächst auf vier Jahre, ab 1897 auf sechs Jahre, eine Regelung, die bis 1915 Bestand hatte. Die Not wurde aber nur vorübergehend kleiner, denn durch das Verbot des Grossen Rates vom Jahre 1877, Privatschulen durch Gemeindebeiträge zu unterstützen, wurden der Schule weitere 5500 Franken jährlich entzogen.

Neue finanzielle Lasten kamen bald auf die Schule zu durch den Neubau an der Nägeligasse. „Ein Neubau! Wo denken Sie hin! 3 bis 400'000, ja vielleicht 500'000 Franken, wo in aller Welt sollen die herkommen? In dieser Zeit wo alles kracht, und wo jedermann vor dem Sturme der Steuern die finanziellen Segel rafft“. So rief von Lerber mit rhetorischem Pathos 1878 aus, um dann sogleich die Antwort zu erteilen: „Sie werden von daher kommen, von wo in Bristol Georg Müllers Waisenhäuser und in Bern das schöne Haus der Neuen Mädchenschule gekommen, nämlich aus dem Glauben“. Und tatsächlich, der Glaube fand die nötigen Geldmittel: Durch eine Schenkung von 100'000 Franken, den Verkauf des alten Schulhauses für 150'000 Franken und weitere kleinere und grössere Beiträge konnten die Gesamtkosten von 260'000 Franken problemlos gedeckt werden. So erfreulich sich dies im Moment anliess, gewonnen hatte man nur eine kurze Atempause. 1885 liefen die ersten der auf vier Jahre eingegangenen Beitragsverpflichtungen ab, dazu kamen Fragen wie die Altersvorsorge der Lehrer und die Gründung eines Stipendienfonds für bedürftige Schüler. Das drohende Defizit konnte nur zum Teil gemindert werden durch die Bereitschaft der Lehrer, auf einen Teil ihres Lohnes zu verzichten und durch die Aufhebung der Sekundarschule, deren Oberlehrer man entlassen musste. Erst ein Hilferuf an befreundete Kreise in Basel brachte, wie bereits geschildert, die Lösung und eine Tilgung der Schulden.

Auch die Euphorie über das halbe Jahrhundert des Bestehens der Schule 1909 konnte die wieder aufgezogenen Wolken am finanziellen Himmel nicht wegblasen. Die Umwandlung der Lerberschule in ein Freies Gymnasium hatte zwar die bisherigen Beitragszahler nicht abgeschreckt und die Basler Quelle floss weiter, doch die Rechnung von 1910 zeigte einen Ausgabenüberschuss von 50'000 Franken, und neue Aufwendungen standen vor der Tür. Pensionen für abgehende Lehrer, Anschaffungen für den Unterricht mussten bezahlt und das Telefon eingeführt werden. Der Tod der hochbetagten Frau von Wattenwyl-de Portes, der Witwe des Direktionsmitgliedes der ersten Stunde, Bernhard von Wattenwyl, beraubte die Schule des grössten der freiwilligen, jährlich gespendeten Geldbeträge. Als Zeichen des Waltens höherer Mächte konnte immerhin gelten, dass die alte Dame das biblische Alter von 101 Jahren erreichte.

Nach dem Kriegsende wuchsen die finanziellen Lasten in einem noch nie erreichten Masse. „Ungemessene Steigerung der Bedürfnisse hüben, schlaffe Geldbeutel drüben bei denen, auf deren Hilfe man angewiesen war“ lautet der lakonische Befund Albert von Tavel. Erneut mussten die Lehrerbesoldungen nach oben angepasst werden, weil der Kanton darin voranging. Auch die Pensionsfrage brauchte eine Regelung. Die kantonale Lehrerversicherungskasse gewährte den Lehrkräften der Privatschulen den Beitritt, ein weiteres, nicht unerhebliches Zeichen der Annäherung von Staat und Freien Schulen. Die Beiträge für die beitragsberechtigten wie auch die Absicherung der nicht mehr beitragsfähigen, weil zu alten Lehrkräfte belasteten die Schule mit zusätzlichen 5000 Franken pro Jahr. Während vor dem Krieg die jährlichen Ausgaben für Besoldungen und Pensionen 94'000 Franken betragen hatten, waren es 1924 181'000 Franken. 1924 standen Ausgaben in der Höhe von 198'000 Franken Einnahmen von bloss 168'000 Franken gegenüber und keine Strategie war vorhanden, um künftige Defizite zu vermeiden. Das für schlechte Zeiten angehäuften bescheidenen Reservekapital war gegen den zähen Widerstand des tüchtigen Schulkassiers Otto Hahn aufgebraucht worden, vom Staat keine Hilfe zu erwarten.

Zur finanziellen gesellte sich nun noch eine Führungs- und Vertrauenskrise, die in verschiedener Hinsicht die mannigfachen Unsicherheiten und Orientierungsschwierigkeiten der Nachkriegszeit widerspiegelte. Was die Selbstsicherheit der Vorkriegszeit an Zweifeln weggedrückt hatte, tauchte nun mit umso grösserem Anspruch auf. Besonders betroffen war dabei das religiöse Standbein der Schule. Nachdem eine Generation von Pfarrern und Priestern Waffen gesegnet, den Segen Gottes auf die eigene Seite herab beschworen und den Fluch desselben Gottes dem Gegner zgedacht hatte, war eine junge, desillusionierte Generation herangewachsen, die auf alte Fragen gänzlich neue Antworten verlangte, und der vieles von dem, was vor dem Krieg als unhinterfragbare Wahrheit gegolten hatte, suspekt geworden war. Eine Schule, die auf streng bibelgläubige Frömmigkeit baute, war hier natürlich in besonderer Weise herausgefordert. Erschwerend kam hinzu, dass sich die Schule trotz der untadeligen christlichen Grundhaltung der Mehrheit ihrer Lehrer unmerklich von ihrer pietistischen Basis wegbewegt hatte. Die durch die schrittweise Anpassung des Fächerkanons und der Stundenpläne erkaufte Anerkennung als gleichberechtigte eidgenössisch anerkannte Maturitätsschule nahm ihr den Stachel der Herausfordererin eines verweltlichten Staates.

Auch in der Evangelischen Gesellschaft, gleichsam dem gesellschaftlichen Wurzelgrund der drei freien Schulen, hatten in den letzten Jahrzehnten Verschiebungen stattgefunden, die das Verhältnis zur ehemaligen Lerbenschule beeinflussen mussten. Der Schwerpunkt der Evangelischen Gesellschaft hatte sich seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert von der Stadt auf das Land verlagert, was einherging mit der fortschreitenden Emanzipation der ländlichen Frommen von der Bevormundung durch das städtische Comité, das Führungsorgan der Gesellschaft, in welchem die leitenden Männer der freien Schulen eine wichtige Rolle gespielt hatten. Dies änderte sich spätestens mit dem Tod Friedrich Gerbers, einer der grossen Figuren der Gesellschaft, im Jahre 1905. In den ländlichen Kerngebieten dominierte zusehends eine angelsächsisch geprägte, pietistische Ansätze radikalisierte Heiligungsbewegung. „Deren Wortführer haben dabei das reformatorische Glaubens- und Kirchenverständnis, das den Gründern der Evangelischen Gesellschaft seinerzeit so wichtig gewesen war, faktisch über Bord geworfen“, bemerkt der Kirchenhistoriker Andreas Lindt dazu. Dies verband sich mit einer Neigung zu volkstümlich-handfesten Parolen gegenüber der „Welt“, besonders gegenüber Kirche, „ungläubiger“ Theologie und allen Harmonisierungsversuchen. Die Entwicklung weg von den theologischen und lokalen Wurzeln entfremdete die Evangelische Gesellschaft auch in zunehmendem Masse von den freien Schulen. Das Gymnasium, stark verflochten in die geistigen Auseinandersetzungen der

Zeit, hatte sich seinerseits entfernt von den weltabgewandten Stillen im Lande. Man warf sich geistige Enge und Rückständigkeit auf der einen und Verweltlichung auf der andern Seite vor.

Akut wurde die Führungs- und Vertrauenskrise, als eine Prima des Freien Gymnasiums eine Petition einreichte, der Religionsunterricht möge abgebrochen und durch einen solchen in Philosophie ersetzt werden. Bezeichnenderweise kam die Petition nicht von links, sondern von Schülern, deren Eltern sehr rechts standen und in den Freikirchen, in der Pfingstbewegung und in der Heilsarmee tätig waren. Diese Schüler empfanden in dem von einem Theologen erteilten Unterricht keine Befriedigung, da er in eine Art geistliche Unterhaltung ausgeartet war. Die Schüler stellten die Forderung, jede Religionsstunde müsse ein „inneres Erlebnis“ bringen, und weil dies nicht der Fall sei, müsse das Obligatorium fallen. Was unter innerem Erlebnis zu verstehen sei, wurde aber nicht weiter ausgeführt. Der angesprochene Lehrer, der ohnehin mit der Klasse nicht zurechtkam, reichte seinen Rücktritt ein, der aber abgelehnt wurde, weil das Schuljahr ohnehin bald zu Ende war und die nächste Klasse keine Anstalten zeigte, den Aufstand weiter zu führen. Anstatt das zentrale Problem des Religionsunterrichts einer grundsätzlichen Überprüfung zu unterziehen, wurde die ganze Angelegenheit nach gewalteter Diskussion ohne Änderung der geltenden Praxis ad acta gelegt. Dies war umso erstaunlicher, als doch in der Direktion Sympathien für das Anliegen bestanden, ja Angehörige von Direktionsmitgliedern sogar zu den Wortführern gehörten. Dies musste die innere Autorität der Schule gefährden und den Eindruck entstehen lassen, die Schule stehe nicht mehr auf dem alten, von Lerberschen Grunde.

Der geschilderte Zwischenfall offenbarte sich als Symptom einer seit Anfang der zwanziger Jahre schwelenden Autoritätskrise. Direktor Preiswerk, der die Schule bisher, getragen von den zeittypischen Ordnungsvorstellungen, in Fragen der Disziplin recht grosszügig und kooperativ geleitet hatte, sah sich einer Jugend gegenüber, der mit den hergebrachten Methoden nicht mehr beizukommen war. Der Direktor „suchte weiterhin, mit den Gymnasianern in gutem Einvernehmen zu bleiben und liess überhaupt mit sich markten, wenn es um Freiheit oder Unfreiheit ging“ bemerkt Direktionspräsident von Tavel dazu. Man werde den Eindruck nicht los, dass die Haltung der Schule der wünschenswerten Festigkeit entbehre. Dies alles führte schliesslich zu einem Zerwürfnis zwischen Lehrerschaft und Direktor Preiswerk, als dessen Folge letzterer 1925 seinen Hut nahm. Anders als sein Vorgänger verzichtete er klugerweise darauf, in die Direktion hinüberzuwechseln.

3. Es geht weiter – das Rektorat Huber 1925 – 1928

3.1. Braucht es überhaupt ein Freies Gymnasium?

Die Überlagerung von Finanz-, Vertrauens- und Disziplinarkrise hatte das Freie Gymnasium bis Mitte der zwanziger Jahre in die schwerste Bedrohung seiner nun 150-jährigen Existenz geführt. Die Direktion fasste sogar, sollte sich nicht bald ein Ausweg aus der finanziellen Notlage finden lassen, die Schliessung der Schule auf das Schuljahr 1926 ins Auge. Es bedeutete keinen Trost, dass auch die Neue Mädchenschule vor ähnlichen Problemen stand; immerhin hatte man in ihr eine Verbündete im Kampf um staatliche Subventionen. Nicht ein Alexander, der den gordischen Knoten durchhieb, sondern der zähe Wille von vielen und ihr Glaube an den Sinn einer Weiterführung der Schule brachten die Lösung. Zwar kann man eine auf den 23. Mai 1925 anberaumte Versammlung von Eltern und Schulfreunden als das Ereignis bezeichnen, das den Durchbruch brachte, doch in der Rückschau sind es eine ganze Anzahl einzelner Schritte, welche die Probleme einer Lösung zuführten.

Da sind einmal personelle Neuerungen zu erwähnen. Der bisherige Direktionspräsident, Ludwig von Tschärner, welcher der finanziellen Misere nur mit einer massiven Erhöhung der Schulgelder glaubte Herr werden zu können und dafür sogar die Umwandlung des Freien Gymnasiums in eine reine Standesschule in Kauf zu nehmen bereit war, trat nach 20-jähriger Amtstätigkeit 1921 zurück. Es waren vor allem unterschiedliche Auffassungen über Führungsfragen, die ihn zu diesem Schritt bewogen. Der ehemalige Lerberschüler Fürsprecher Albert von Tavel, ein Vertreter der traditionellen lerberschen Linie, die keine Standesschule wollte, übernahm das Ruder. Mit dem Rücktritt von Tschärners gab aus gesundheitlichen Gründen auch Otto Hahn nach 37 Jahren Kampf an der Finanzfront sein Amt als Kassier ab. Ihm folgten mit kurzen Amtszeiten die jungen Notare Walter von Fellenberg und Ernst Küenzi. Von 1931 an sorgten dann Konrektor Alfred Bieri zusammen mit Notar Hans Lehmann als Kassier während 15 Jahren für die endgültige Konsolidierung des Finanzhaushaltes. Die Demission von Direktor Preiswerk, von der bereits die Rede war, machte den Weg frei für die innere Erneuerung der Schule.

Die Ursache für die Rettung der Schule aus ausweglos scheinender Lage ist aber nicht nur in der Auswechslung des Personals zu suchen. Eine ganze Reihe von Menschen, Freunden der Schule und Lehrkräften glaubten an die Existenzberechtigung der Schule und wollten sie nicht untergehen lassen. So war der neue Direktionspräsident Albert von Tavel, seit 1904, also seit fast 20 Jahren, Mitglied der Direktion, als er an die Spitze der Schulgemeinschaft trat, auch Schulkommissionspräsident Wilhelm Hadorn liess sich willig wieder in die Pflicht nehmen. Die gewichtigen Neueintritte ins erlauchte Gremium zeigten, wie viel Kredit die Schule auch in Zeiten der grösster Turbulenzen genoss. Hier sei, stellvertretend für andere, Paul Gruner erwähnt. Er war als Neffe Theodor von Lerbers bereits Schüler gewesen und hatte von 1893 bis 1904 als Lehrer gewirkt, bevor er als Professor für Mathematik an die Universität berufen wurde. 1925, als seine Schule sozusagen bei null beginnen musste, liess er sich in die Direktion wählen, der er bis 1954 angehörte. In ihrem Rahmen präsierte er auch während Jahren die Schulkommission. Wie Albert von Tavel die Verbindung zum Patriziat verkörperte, so Paul Gruner diejenige zu den pietistischen Kreisen.

Ein besonderes Interesse an der Erhaltung der Schule hatten naturgemäss die Lehrerinnen und Lehrer, und dies beileibe nicht nur, weil es um ihren Brotkorb ging. Es hatte einige alte Schlachtrösser dabei, die der Schule jahrelang vor allem aus ideellen Gründen die Treue gehalten hatten. Während Daniel Huber, der „Vater des Gymnasiums“, der „Lateinlehrer par excellence“, der „pater patriae“, um nur einige der Epitheta zu nennen, welche die Beliebtheit dieses Lehrers illustrieren, 1925 nach 56-jähriger Lehrtätigkeit im Alter von 79 Jahren von seinem Lehramt zurücktrat, hielten andere die Fahne hoch. Einige dieser Veteranen kamen hinter Rekordhalter Daniel Huber auf Amtszeiten von weit über 40, viele auf solche von weit über 30 Jahren an der Schule. Direktionspräsident von Tavel attestiert der damaligen Lehrerschaft einen einmütigen, auf das Interesse der Schule gerichteten Geist und einen freundlichen Ton. Die Direktion suchte dieser Treue Genüge zu tun, indem sie sich bemühte, dem Alters- und Invalidenfonds zu einer gedeihlichen Existenz zu verhelfen. Zwecks Steuerbefreiung wurde dieser Fonds schliesslich in eine Stiftung mit juristischer Persönlichkeit umgewandelt, gegen den hinhaltenden Widerstand der Steuerverwaltung.

Vom Staat hatte das Freie Gymnasium weiterhin keine substantielle Hilfe zu erwarten. Man sprach jetzt zwar freundlich miteinander, wie von Tavel und Graf dankbar festhalten, doch behielt der Kanton weiterhin die Hand an der Gurgel der freien Schulen. Ein Antrag des BGB-Politikers und späteren Regierungsrats Hugo Dürrenmatt im Grossen Rat im Jahre 1920, der die Unterstützung der Privatschulen – er nannte ausdrücklich die drei freien Schulen – durch den Staat forderte, wurde zwar von seiner Partei unterstützt, von den Freisinnigen und

den Sozialdemokraten dagegen bekämpft und abgeschmettert. In der Öffentlichkeit hatten die freien Schulen viel Zuspruch, auch in der Presse, erfahren, und BGB-Regierungsrat Burren von der BGB nannte die drei freien Schulen sogar „Kraftzentralen“, von denen eine mehr und mehr anerkannte befruchtende Wirkung ausgehe. Es nützte nichts, denn eine Eingabe von 1925 um Gewährung von Subventionen in den Zeiten der höchsten Not wurde ebenfalls abgewiesen. Der freisinnige Regierungsrat Leo Merz erläuterte der konsternierten Delegation der freien Schulen den ablehnenden Bescheid. Ihrer Argumentation, das Gesetz (gemeint ist dasjenige von 1877) verbiete die Subventionierung von Privatschulen nicht, setzte die Regierung entgegen, das Gesetz gestatte sie nirgends. Ein kleiner Erfolg immerhin stellte die 1923 gewährte Steuerbefreiung von Schenkungen und Legaten an die freien Schulen dar, doch auf die 17 Franken pro geprüften Maturanden verzichtete der Kanton auch jetzt noch nicht!

Komplexer zu lösen war die Frage der Besteuerung des Vereins, der seit 1920 als Nachfolger der Aktiengesellschaft das Schulhaus an der Nägeligasse besass und dafür Mietzins kassierte. Die Steuerrechtsfachleute in der Steuerverwaltung und beim Verwaltungsgericht sprachen dem Verein jedes Recht auf Steuerbefreiung ab. Dies hätte die Schule härter getroffen als den Verein, weil ihre Mietzinsleistungen so zu halten gewesen waren, dass daraus der Gebäudeunterhalt und die öffentlichen Abgaben hätten erbracht werden können, was für die Schule jährliche Mehrausgaben in der Höhe von 3500 Franken bedeutet hätte. Verwaltungsrechtlich war es nun so, dass die Schule steuerfrei bliebe, wenn sie Eigentümerin des Schulhauses würde. Die Direktion und auf ihren Antrag der Schulverein beschlossen die Übernahme des Schulhauses nach gründlicher Prüfung des Geschäftes im Sommer 1924 und erhielten dafür die Steuerbefreiung. Der Verein für die Knabenprivatschule löste sich auf. Eine dreiköpfige Hauskommission entlastete den Direktor von der Sorge um den Gebäudeunterhalt. Auch organisatorisch wurden einige Neuerungen umgesetzt, die zwar aus sich heraus die Krise nicht zu bewältigen vermochten, es aber erlaubten, Lösungen in Angriff zu nehmen. Der Schulverein, die Basis der Schule, gab sich am 9. Juli 1924 eine neue Verfassung, die jeder Person die Mitgliedschaft erlaubte, die sich mit den Grundsätzen der Schule einverstanden erklärte und bereit war, 10 Franken Jahresbeitrag zu bezahlen. Eine neue Hausordnung und Vorschriften für das Verhalten der Schüler signalisierten den Willen der Schule, die Autoritätsfrage in den Griff zu bekommen. Die Schüler wurden neu gegen Unfall versichert, die behördlich angeregte Behandlung derselben mit jodisiertem Salz gegen den Kropf, als zur häuslichen Erziehung gehörend, aber abgelehnt. 1920 endlich konstituierte sich der „Verein ehemaliger Lerberschüler“, der seither zu einer wirksamen Stütze des Freien Gymnasiums, nicht zuletzt auch in finanzieller Hinsicht, geworden ist. Die Idee zur Gründung eines solchen Vereins war schon vor dem Krieg im Zusammenhang mit dem 50-Jahrjubiläum angeregt, aber in der Euphorie der Festivitäten nicht weiter verfolgt worden.

3.2. Die Festigung

Nun wurde der institutionelle Erneuerung der Schule an die Hand genommen, was überraschend schnell gelang. In der schon erwähnten ausserordentlichen Versammlung vom 23. Mai, die von rund 150 Personen besucht wurde, appellierte der Direktionspräsident Albert von Tavel an das Ehrgefühl der Zuhörer, das Werk fortzusetzen, das von Lerber im Glauben angefangen habe und das seither unter vielen Opfern weiter geführt worden sei. Nach gewalteter Diskussion beschloss die Versammlung fast einstimmig die Fortführung der Schule und sprach der Direktion ihr Vertrauen aus, forderte aber einen neuen Kurs, was die Forderung nach dem Rücktritt des bisherigen Direktors implizierte. An der Schulvereinsversammlung vom 10. Juli 1925 legte die Direktion ihr Mandat formell nieder,

um dem Schulverein die Gelegenheit zu einem Neubeginn zu geben und wurde von ihm neu konstituiert. Direktionspräsident blieb Albert von Tavel.

Als erstes musste ein neuer Direktor bestellt werden. Für dieses Amt kam nach übereinstimmender Ansicht nur der altbewährte Physiker Rudolf Huber in Frage. Ihm, der seit 1890 an der Schule wirkte, traute man die nötige Autorität zu, die Nachkriegskrise, die ja eben gerade auch eine Krise der Autorität gewesen war, zu überwinden. Fritz Graf hat seinem ehemaligen Lehrer in der Festschrift zum 100-Jahrjubiläum ein ergreifendes Denkmal gesetzt, auf das hier ausdrücklich verwiesen sei. Aus Anlass der Amtsübernahme durch Huber beschloss die Direktion auch, den Schulleiter fortan als Rektor zu bezeichnen, analog zu den Rektoren der andern Gymnasien.

Schwieriger gestaltete sich die Sanierung der desolaten Finanzen, auch wenn die Schuldenlast nicht so hoch war, wie der von Amtes wegen pessimistische Schulkassier budgetiert hatte. Immerhin erhielt der Schulverein grossen Zulauf, was erneut zeigte, welch grosses Vertrauen das Freie Gymnasium genoss. Verschiedene, zum Teil waghalsige Sanierungsvorschläge wurden geprüft und als nicht realisierbar ad acta gelegt. In dem Zusammenhang habe der damalige Direktor des Seminars auf dem Muristalden bemerkt, nach der Art und den Erfahrungen freier christlicher Schulen stehe es diesen nicht zu, ihr Vertrauen auf angesammelte Kapitalien zu setzen, es sei ihnen vielmehr beschieden, von der Hand in den Mund zu leben. „Ein Finanzprogramm eigener Art, aber bewährt“, lautet dazu der Kommentar seines Kollegen Albert von Tavel. Trotz des zusätzlich empfohlenen Gottvertrauens ging es nicht ohne einschneidende Massnahmen weiter. Klassen der Elementarschule wurden zusammengelegt, ebenso der Unterricht einzelner schwach besuchter Fächer auf Gymnasialstufe, Orchideenfächer wie das Schwedischturnen, das um die Jahrhundertwende in Mode gekommen war, wieder abgeschafft. Der Direktion gelang es ferner, die Inhaber von Anteilscheinen des jetzt aufgelösten Vereins für die Knabenschule zum Verzicht zu bewegen, so dass bis Ende des Jahres 1925 die diesbezüglichen Schulden von 155'000 Franken auf 10'500 Franken reduziert werden konnten, welche unverzinslich auf lange Zeit gestundet wurden. Dank Schulgeldzulagen und freiwilligen Gaben in der Höhe von fast 80'000 Franken schloss die Jahresrechnung 1925/26 bei Einnahmen von 226'728 Franken und Ausgaben von 223'787 Franken leicht positiv ab; gleichzeitig hatte man sogar 40'000 Franken Reserve zurücklegen können! Das Weiterbestehen des Stipendienfonds im Umfang von fast 20'000 Franken und eines Alters- und Invalidenfonds von 27'000 Franken, es gab ja weder AHV noch IV, rundete die erfreuliche Bilanz ab.

Neuerungen waren auch in der Schulgeldfrage an die Hand zu nehmen. Die Eltern eines Elementarschülers hatten von 1928 an je nach Stufe 120.- bis 200.- Franken im Jahr zu berappen, bei tatsächlichen Kosten von rund 360.- Franken, diejenigen eines Progymnasiasten bezahlten 280.- bis 360.- Franken jährlich, bei tatsächlichen Kosten von 465.- Franken, und ein Gymnasiast kostete seine Eltern 440.- bis 520.- für den gleichen Zeitraum, bei einer tatsächlichen Belastung von 930.- Franken für die Schule. Es wurde festgelegt, dass grundsätzlich die tatsächlichen Kosten als Richtgrösse für das Schulgeld zu gelten hätten. In Besprechungen mit den Eltern wurde aber der von diesen zu entrichtende Betrag bis zu einem ebenfalls festgesetzten Minimalschulgeld herabgesetzt. Damit konnten besondere Verhältnisse berücksichtigt, der Gefahr der Standesschule begegnet und die Finanzen insgesamt auf eine berechenbare Grundlage gestellt werden, wobei der Posten der freiwilligen Beiträge nicht aus der Schulrechnung verschwinden durfte. Zu den alten Gönnern mussten stets wieder neue hinzu gewonnen werden. Die gefundenen Lösungen erwiesen sich als tragfähig und hielten verschiedenen finanziellen Neubelastungen der Schule stand, als da

waren: Teuerungsbedingte Lohnanpassungen, Einkäufe der Lehrerschaft in die Pensionskasse, Rückgang der freiwilligen Beiträge aus Anlass der Weltwirtschaftskrise usw.

Das Vertrauen war also zurückgekehrt. „Es hatte sich gerade in der Gefahr erwiesen, dass trotz aller Zerfallserscheinungen die Grundsubstanz der Schule noch gesund war und dass sie deshalb noch den ihr gegebenen Auftrag auszurichten vermochte, ihre Existenzberechtigung noch besass“, konnte Fritz Graf rückblickend befriedigt feststellen. Der neue Rahmen war gesetzt, aber die Krise hatte ja auch einen inhaltlichen Kern, der sich um den Religionsunterricht herum gebildet hatte. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, wie unterschiedlich die Ereignisse um diesen Problemkreis von den Berichterstattern von Tavel und Graf wahrgenommen worden sind. Wir erinnern uns: Eine Prima hatte in einer Petition verlangt, jede Religionsstunde müsse zu einem innern Erlebnis, andernfalls durch Philosophie ersetzt werden. Für von Tavel war das Ganze in erster Linie ein Führungsproblem: „Der Religionsunterricht am oberen Gymnasium hat je und je Sorgen gemacht; die Erfahrung zeigt aber, dass die Schwierigkeit nicht darin liegt, den rechten Stoff, sondern den rechten Lehrer zu finden, der entweder unbedingte Autorität hat oder dann die Mentalität der unterschiedlichen Altersstufen gründlich kennt und ihr gerecht wird, was aber sehr schwer ist.“ Noch für die späten zwanziger Jahre attestiert er den oberen Klassen einen Geist der Unbotmässigkeit, der das Adjektiv „frei“ im Schulnamen als Freipass für einen gewissen „Libertinismus“ aufgefasst und den Religionsunterricht als eine quantité négligeable angesehen habe. Diesem „neuen Jugendstil“ sei nur schwer beizukommen gewesen, weil die Schule bei diesen Schülern keine Stütze im Elternhaus gefunden habe. Anders als der Jurist und Direktionspräsident von Tavel, von Amtes wegen sozusagen der Vertreter von Recht und Ordnung, beurteilt Fritz Graf die Ereignisse. Damals selbst Schüler einer oberen Klasse, findet er die Forderung der Schüler berechtigt und bedauert, dass sie im Kreise der Schulgemeinschaft keine vertiefte Behandlung gefunden habe. Auch die Berufung eines jungen Theologen schliesslich, des Pfarrers Richard Krämer, dem der Ruf vorausging, er sei den Anliegen der Jugendlichen gegenüber besonders aufgeschlossen, und von dem man hoffte, er könne den verlangten, modernen und zugleich bibeltreuen Religionsunterricht bieten und zum Erlebnis machen, habe keine wirkliche Lösung gebracht. Krämer habe zwar den einen ihm übertragenen Auftrag, das christliche Anliegen der Schule gegen aussen zu vertreten, erfolgreich wahrgenommen, dagegen in pädagogischer Hinsicht versagt, mit andern Worten, er konnte keine Disziplin durchsetzen. Graf hält es für keinen Nachteil, dass die Delegation des Religionsunterrichts an einen „Schultheologen“ missglückt sei. So sei die Verantwortung dafür wieder an die Schule als Gesamtheit zurückgefallen und „alle, Theologen und Laien, mussten sich um die zentrale Aufgabe des Religionsunterrichts mühen, wenn die Schule ihre Mitte neu gewinnen und bewahren wollte.“ Entscheidungsträger von Tavel wollte die Frage vom Tisch haben, Lehrer Graf begrüsst den Umstand, dass sie offen bleiben musste, als dauernde Herausforderung für die Schulgemeinschaft.

In die Rektoratszeit Huber fällt auch eine wichtige Neuerung im Maturitätswesen. Der Bundesrat hatte 1927 für die Zulassung zu den eidgenössischen Medizinalprüfungen und zur ETH die Einführung von drei Maturitätstypen, A mit Latein und Griechisch, B mit Latein und neueren Sprachen und C ausschliesslich mit Realfächern, verfügt. Das Freie Gymnasium erreichte im Jahre 1928 auch hier die Gleichstellung mit den staatlichen Gymnasien und wurde von der Aufnahme eines Staatsvertreters in die Direktion dispensiert, da es höheren Orts als eine bewährte wissenschaftliche Anstalt anerkannt war.

Als das Schulschiff sich wieder auf Kurs befand, reichte Rudolf Huber seinen Rücktritt als Rektor ein. Er hatte das Amt nur im Sinne einer Übergangslösung, als Dienst an seiner Schule in ihrer grössten Not, den er ihr schuldig zu sein glaubte, angetreten. Nun bat er darum, sich

wieder auf seine Fächer zurückziehen zu dürfen, was ihm unter Verdankung der geleisteten Dienste gewährt wurde. Huber hatte, dies sei hinzugefügt, die Rektorpflichten zusätzlich zu seinem Unterrichtsdeputat übernommen! Er glaubte, wohl zu Recht, dass die weitere Belastung durch rektorale Pflichten die Qualität seines Unterrichts beeinträchtigen würde, und das war für ihn als leidenschaftlichen Physiklehrer undenkbar. Zudem war Rudolf Huber mit Jahrgang 1862 in seinem Rücktrittsjahr bereits 66-jährig.

4. Auf sicherem Kurs in unsicherer Zeit: Das Rektorat Schweingruber 1928-1961

4.1. Zwei neue Besen

Als die Direktion zur Neubesetzung des Rektorats schritt, betrat sie in zweifacher Hinsicht Neuland. Sie entschloss sich, erstmals die Geschicke der Schule in die Hände eines hauptberuflichen Lehrers und nicht Pfarrers zu legen. Der wohl ursprünglich für das Rektorenamt vorgesehene Pfarrer Richard Krämer hatte sich in jenen turbulenten Jahren in der zentralen Frage der Disziplin nicht gerade mit Ruhm bedeckt, so dass man das Wagnis eingehen durfte, die Leitung der Schule einem Lehrer anzuvertrauen. Man wählte keinen ganz Unbekannten, hatte der Neue sich doch bereits als Lehrkraft an der Schule bewährt.

Friedrich Schweingruber, geboren 1894, stammte aus pietistischem Elternhaus, hatte das Freie Gymnasium durchlaufen und 1912 mit der Maturität abgeschlossen, verfügte also über den nötigen Stallgeruch. In Bern und Zürich studierte er dann klassische Philologie und kam bereits 1920 für vorerst zwei Jahre ans Freie Gymnasium, das er für einen Lehrauftrag am Predigerseminar der Evangelischen Gesellschaft in Reutlingen jedoch wieder verliess. 1927 kam er an seine Schule zurück, die ihn dann ein Jahr später zum Rektor wählte. Von seiner Herkunft und von seiner beruflichen Ausrichtung her passte er also vorzüglich in die geistige Tradition von Lerberschule und Freiem Gymnasium, vereinigte er doch in seiner Person die gründliche Kenntnis der Bibel wie auch diejenige der alten Sprachen. Sein Anliegen sei es zeitlebens gewesen, christlichen Glauben und Griechentum miteinander in Einklang zu bringen, wobei immer Letzteres das entscheidende Gewicht behalten habe, stellt Fritz Graf im Nachruf zu Schweingrubers Tod 1974 fest.

Als gewichtige Neuerung, deren Ursprung nach Meinung von Tavel im Lehrerzimmer zu suchen gewesen sei, schuf die Direktion gleichzeitig die Stelle eines Konrektors. Gewiss hatte es diesen Titel früher auch schon gelegentlich gegeben – man erinnere sich an den legendären Johann Heinrich Graf, der vom Schulgründer von Lerber zu seiner Entlastung in diese Stellung gebracht worden war. Jetzt gab es dieses Amt mit eigenem, genau umschriebenem Pflichtenheft. Während dem Rektor alle Aufgaben der geistigen Leitung, die Fragen der Disziplin, die pädagogische Verantwortung für den Unterricht, die Vertretung der Schule gegenüber den Behörden und der Öffentlichkeit und der Verkehr mit den Eltern übertragen wurde, war der Konrektor zuständig für die Schulfinanzen, das Schulmaterial und die Verwaltung des Schulhauses. Durch diese letztgenannte Kompetenz wurde die weitere Tätigkeit der Hauskommission als überflüssig angesehen und diese aufgelöst. Zum Konrektor wählte die Direktion den bewährten Alfred Bieri, seit 1916 Lehrer für Mathematik und Technisches Zeichnen. Bieri hatte sich bereits bei der Sanierung der Schulfinanzen grosse Verdienste erworben und massgeblich mitgeholfen, die Lehrerschaft des Freien Gymnasiums 1923 in die bernische Lehrerversicherungskasse einzubauen. Zusammen mit dem Schulkassier Notar Hans Lehmann und der neu eingestellten Buchhalterin Frau Neuenschwander hielt er nun während rund eines Vierteljahrhunderts das Finanzschiff des FGB auf Kurs, assistiert durch eine Finanzkommission. Mit den Worten „ihm (Hans

Lehmann) und Herrn Dr. Bieri verdanken wir vor allem den geordneten Stand unserer Finanzen; sie beide achteten nicht nur auf eine saubere und unbedingt zuverlässige Geschäftsführung, sondern sie waren sich auch bewusst, dass Geld nicht ein Selbstzweck ist, sondern dazu dienen muss, alle Aufgaben unserer Schule, Unterricht wie Erziehung, zu ermöglichen und unsern Lehrern die nötige wirtschaftliche Grundlage ihres Berufes zu schaffen“ würdigte Rektor Schweingruber die beiden im Jahresbericht von 1955. Bieri war ein Jahr zuvor überraschend durch den Tod seinem Amt entrissen worden.

Zu den vordringlich anzupackenden Aufgaben gehörte für den jungen Rektor die Straffung und Vereinheitlichung des Schulbetriebs. Die vielen Unsicherheiten vor allem im Bereich der Disziplinarordnung hatten das Verhältnis zwischen Schulleitung und Lehrerschaft, sowie zwischen Lehrern und Schülern in den zwanziger Jahren enorm belastet. In mühseliger Kleinarbeit wurde eine neue Sanktionsordnung mit klar abgegrenzten Kompetenzen geschaffen, vom einfachen Arrest bis zur Ausweisung in schweren Fällen. Dadurch wurde das Schulklima verbessert, was, wie Graf schreibt, nicht zuletzt dem kollegialen Verhältnis zugute gekommen sei und eine „ganz bestimmte Atmosphäre der Solidarität zwischen den Lehrern und zwischen diesen und der Schulleitung“ geschaffen habe. Die Wiederherstellung der Disziplin ging natürlich nicht ohne Widerstand über die Bühne, der vor allem aus den oberen Klassen kam und seinen Rückhalt in der von reaktionären Elementen durchsetzten „Gymnasia“ fand, worauf diese Schülerverbindung 1934, kurz vor dem 75-Jahr-Jubiläum, aufgelöst wurde. Neben der Gymnasia ging auch der zweite Schülerverein, die Patria, an Auszehrung ein, lebte aber unter veränderten Auspizien weiter in der aus ihr hervorgegangenen Pfadfinderbewegung gleichen Namens. Neue Freizeitgewohnheiten, nicht zuletzt im sportlichen Bereich, hatten diese alten Formen jugendlicher Gemeinschaftsbetätigung zum Aussterben gebracht und durch neue ersetzt.

Ordnung musste aber auch im Bereich des Unterrichts geschaffen werden. Hier hatte eine gelegentlich auch zur Schwäche gewordene christliche Milde dazu geführt, dass das Leistungsniveau auf der Stufe Progymnasium bedenklich gesunken war. Es war einerseits unbedingt nötig, andererseits nicht ohne Risiko, hier entschlossen geeignete Massnahmen zu ergreifen, gefährdete man damit doch möglicherweise die mühsam erreichte finanzielle Gesundheit. Der neue Rektor schreckte vor dem Unausweichlichen nicht zurück und griff im Progymnasium hart durch. Entgegen einiger Befürchtungen nahm die Schülerzahl nicht wesentlich ab – der Rückgang bewegt sich im Rahmen dessen, was vom kriegsbedingten Geburtenrückgang her zu erwarten war –, sondern liess sich durch den Zustrom leistungsfähigerer Schüler weitgehend kompensieren. Die auf progymnasialer Stufe durchgesetzte härtere Gangart erwies sich zeitverschoben als durchaus segensreich für das Gymnasium. Das neue Promotionsreglement sicherte den Massnahmen die erwünschte Nachhaltigkeit. Ein Wagnis stellte auch die erwähnte mässige Schulgelderhöhung auf das Jahr 1928 dar, aber auch sie gefährdete den Zuzug neuer Schüler nicht. Kurz darauf beschloss die Direktion, die drei untersten Elementarklassen an die Neue Mädchenschule abzugeben.

Bereits kurz nach dem 1. Weltkrieg hatte sich ein Verband von auf christlicher Grundlage stehenden freien Schulen der Schweiz gebildet, der seine erste Zusammenkunft 1921 in Olten abgehalten hatte. Schon damals war es dem Freien Gymnasium Bern nur knapp geglückt, die drohende Vorortswürde an sich vorübergehen zu lassen, doch jetzt war es unvermeidlich: Der neue Rektor hatte nun neben seinen Pflichten auch diese Bürde auf sich zu nehmen. Als Ehre wurde empfunden, dass man vom Gemeinderat offiziell eingeladen wurde, den Feierlichkeiten zur Einweihung des neuen Gebäudes des Städtischen Gymnasiums beizuwohnen und Einsitz zu erhalten im Vorstand des kantonalen „Bund der Positiven“.

Weniger ehrenhaft dagegen war, dass sich die Direktion nicht dazu durchringen konnte, auch Frauen den Zugang zum Lehramt auf der gymnasialen Stufe zu gewähren. Prof. Hadorn referierte am 5. Juni 1929 namens der Schulkommission vor der Direktion über die „Lehrerinnenfrage“ und gab dort der grundsätzlichen Auffassung Ausdruck, es sollten auf der Oberstufe keine Lehrerinnen angestellt werden. Ein Direktionsmitglied, Kaufmann von Beruf, äusserte sich dahingehend, „dass die jungen Männer nicht durch Frauen gelehrt werden sollen, es entspricht dies nicht der Schöpfungsordnung.“ Einem Manne könne nicht zugemutet werden, sich in der Schule von einer Frau erziehen zu lassen. Die „Verwischung der Geschlechter“ sei schon soweit gediehen, dass sie eine eminente Gefahr darstelle. Die Argumente der Befürworter waren angesichts dieses Abgrundes, vor dem die Welt stand, ohne Chance. So sah beispielsweise Direktionspräsident von Tavel, selber Vater von vier Töchtern, die Erziehung zum Manne durch Lehrerinnen nicht grundsätzlich gefährdet. Und der Hinweis des jungen Rektors Schweingruber, das Freie Gymnasium Zürich kenne sehr wohl festangestellte Lehrerinnen, weil es grundsätzlich von den Fähigkeiten der Kandidaten ausgehe, fruchtete ebenso wenig wie die Bemerkung eines andern Direktionsmitglieds, das aus eigener Erfahrung zu berichten wusste, „dass auf Seiten der Schüler gegen weibliche Lehrkräfte, soweit sie wirklich etwas bieten, keine Abneigung bestehe.“ Die den Frauen gewogenen Votanten mussten erkennen, dass gegen die Schöpfungsordnung à la bernoise kein Kraut gewachsen und bernisches Gemüt durch Hinweise auf Zürcher Usanzen kaum zu beeindrucken war. „Als Ergebnis der Diskussion fasst die Direktion den grundsätzlichen Beschluss, dass an der Oberstufe in Zukunft keine weiblichen Lehrkräfte mehr anzustellen seien“, hält das Protokoll fest.

Für die Frauen konnte es keinen Trost bedeuten, dass man auch in den staatlichen Schulen in dieser Angelegenheit gleicher Meinung war. Die Arbeitsplatzknappheit in der herrschenden Weltwirtschaftskrise und der Lehrerüberfluss mochten das Ihre zur allgemeinen beruflichen Diskriminierung der Frauen beigetragen haben, wurden sie doch in allen Bereichen unter moralischen Druck gesetzt, den Männern nicht die Arbeit wegzunehmen. Der „Doppelverdienerin“-Vorwurf wurde zur Moralkeule, mit der man qualifizierte Frauen vom Arbeitsmarkt fernhielt. Die in der Zurückweisung weiblicher Lehrkräfte auf der Gymnasialstufe zum Ausdruck kommende Verschwendung von Ausbildungsinvestitionen und intellektuellen Ressourcen hatte offensichtlich weniger Gewicht als das tradierte Bild der Geschlechterrollen. Peinlich mutet aus heutiger Sicht auch an, dass gegen die eigenwillige Auslegung der Schöpfungsordnung kein theologischer Einspruch erhoben wurde. Erst 1986 übrigens schaffte mit Maria-Luisa Willener-Mordasini eine Frau den Sprung ins Hauptlehrerkollegium des FGB. Als Hilfslehrerinnen mit Teilpensen wirkten Frauen seit den fünfziger Jahren, besonders in Fächern wie Mädchenturnen und Handarbeiten.

4. 2. Das Jubiläumsjahr 1934

Als nun das 75-jährige Bestehen des Freien Gymnasiums zu feiern war, konnten die Verantwortlichen in Schulleitung, Direktion und Lehrerschaft befriedigt auf die grosse Arbeit zurückblicken, die sie zur Stabilisierung der Schule geleistet hatten. Durch die Erneuerung und Straffung der Strukturen und die Beseitigung von Unklarheiten traten sie mit Erfolg der Gefahr entgegen, wie nach dem 50-Jahrjubiläum plötzlich in eine Krise zu stürzen. Wie ein Vierteljahrhundert zuvor stand man fünf Jahre vor einem grossen Krieg, mit dessen Ausbruch noch mehr als damals gerechnet werden musste. Angesichts der überstandenen schwierigen Jahre in der Schule und der bedrohlich gewordenen politischen Lage wurde die Feier in der Französischen Kirche in schlichtem Rahmen durchgeführt. Fritz Graf stellt fest, dass einerseits an beiden Jubiläen Freude und Dankbarkeit vorherrschten und die Zusammengehörigkeit der Schulgemeinschaft im Vordergrund stand, dass aber andererseits

an der Feier von 1934 sowie in den Promotionsreden davor und danach viel stärker die grundsätzlichen Fragen der Schule zur Sprache gekommen seien als 1909.

Kurz vor den Feierlichkeiten war Albert von Tavel als Direktionspräsident aus Altersgründen zurückgetreten. Der Dank der ganzen Schulgemeinschaft war ihm gewiss, hatte er doch in schwierigster Zeit das schlingende Schiff wieder auf Kurs gebracht. In seiner von 1921 bis 1934 dauernden Amtszeit verkörperte er als einer der letzten die pietistisch geprägte patrizische Gründergeneration, der die Schule letztlich ihre Existenz und ihr Überleben verdankt. Zum siebzigjährigen Bestehen der Schule hatte er eine detailgesättigte Geschichte des Freien Gymnasiums verfasst, die noch heute durch ihre Sachlichkeit und ihren trockenen Humor besticht. Mehr noch als die geschichtsphilosophischer Deutung und tiefschürfenden Diskursen zu Schulreform und Existenzberechtigung christlicher Schulen verpflichtete Studie Graf zum 100-jährigen Jubiläum erfreut sie heutige Leserinnen und Leser mit einer Fülle von Informationen, die in unterhaltender Weise durch Anekdotisches aufgelockert und illustriert werden. Wie Graf konnte auch von Tavel als ehemaliger Schüler und langjähriges Direktionsmitglied aus einer intimen Kenntnis der Schule und ihrer Geschichte schöpfen. Sein Buch ist unentbehrlich für jede Darstellung der Geschichte des Freien Gymnasiums.

Der neue Direktionspräsident, Pfarrer Christian Stucky, betonte 1934 in seiner Festansprache die Zugehörigkeit der christlichen Schule zur christlichen Gemeinde: „Die christliche Schule gehört zur christlichen Gemeinde, und die christliche Gemeinde bedarf der christlichen Schule. Beide sind auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden, und die christliche Schule steht und fällt mit der christlichen Gemeinde. Darum müssen wir die Gemeinschaft einer Gemeinde der Fürbitte, einer Gemeinde des Bekenntnisses zu Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen suchen. Möchte doch die christliche Gemeinde ihre Verantwortung der christlichen Schule gegenüber erkennen, bevor es zu spät ist.“ Am Abend des Festtages folgte dann eine Schüleraufführung der Antigone von Sophokles.

4. 3. Kriegsjahre

Wie der Erste, so bedeutete auch der Zweite Weltkrieg einen tiefen Einschnitt im Leben der Schule. Es ist hier nicht der Ort, die Ängste und Belastungen, denen die Menschen damals ausgesetzt waren, in extenso zu referieren. Die Darstellung beschränkt sich auf die Behinderungen, die durch militärische Erfordernisse hervorgerufen wurden. Da gab es die vielen Stellvertretungen wegen des Militärdienstes der Lehrer, die Beanspruchung der Schüler der oberen Klassen durch mannigfache Dienstleistungen (Fliegerbeobachtung, Landdienst usw.). Für die älteren Maturanden wurde eine Vormaturität vor die Sommerferien angesetzt, damit sie gleich anschliessend in die Rekrutenschule einrücken konnten. Auch wirtschaftliche Ängste tauchten wieder auf und mit ihnen die Sorge um das Überleben der Schule. „Da war für die verantwortlichen Leiter der Schule und all ihre Freunde die Sorge um den Bestand der Schule in schwerer Zeit, und da war vor allem die grosse beängstigende Unruhe und Unsicherheit, die auf allen lastete, auf den Kindern nicht am wenigsten, und sich auch in der Schule auswirkte in grösserer Anfälligkeit für alles Störende und Hemmende,“ schreibt Fritz Graf, der jene Jahre als Lehrer miterlebt hatte. Der Waffenstillstand vom 8. Mai 1945 brachte zwar nicht den ersehnten endgültigen Frieden, nahm aber von der Schweiz wie auch von der Schule den grossen Druck, unter dem sie jahrelang gestanden hatte.

4. 4. Behutsame Erneuerung

Trotz Rettung aus der Krise, Festigung der finanziellen Grundlage und disziplinarischer Neuordnung stand die Schule nun nicht einfach still, es blieb noch manches zu tun.

Das 1881 unter beträchtlichen Opfern erbaute Schulhaus wurde immer wieder grösseren und kleineren Erneuerungen unterzogen. Seit langem schmerzhaft empfunden wurde das Fehlen einer Aula für gesamtschulische Anlässe. Zwar gab es seit Anbeginn einen Schulsaal, der in den ersten Jahren sogar als Turnhalle genutzt worden war. Aber er genügte den Bedürfnissen längst nicht mehr. Nun konnte der Schulsaal im Rahmen einer Gesamtrenovation des Schulhauses zur gediegenen Aula umgestaltet werden. Dass man es nun wagte, diese kostspieligen Investitionen zu tätigen, zeigt, wie tragfähig das finanzielle Fundament geworden war.

In der Jubiläumsschrift von Fritz Graf werden auch Neuerungen im Unterricht und im Schülerleben jener Jahre erwähnt. Neben den technischen wie dem Radio, das in jenen unruhigen Jahren in bisher unbekannter Intensität das Weltgeschehen ins Haus brachte, und dem zunehmenden maschinenbedingten Lärm in den Strassen gab es auch erfreulichere, z.B. Studienreisen, die unternehmungslustige Lehrer zusammen mit ihren Klassen nach Deutschland und Italien führten. Sie vermittelten in reichem Masse Anschauung und Erleben, öffneten die Augen für die Schönheiten der Welt und die Schätze der Kultur und brachten gleichzeitig auch wichtiges Gemeinschaftserleben. Dies beibehalten zu haben gehört nicht zu den schlechtesten Traditionen des Freien Gymnasiums bis heute. Ähnlichen Zielen waren die jetzt häufiger stattfindenden Schüleraufführungen verpflichtet, denen aber erst ab den sechziger Jahren die heutige Stetigkeit verliehen wurde.

Zu den Bereicherungen gehörte auch der 1938 eingeführte, zuerst fakultative, dann obligatorische Philosophieunterricht, um der Zersplitterung des Einzelfächerunterrichts korrigierend entgegenzuwirken und den Unterricht zu vertiefen.

Noch waren die Mädchen in der ehemaligen Knabenschule eine Minderheit, doch ihr Anteil wuchs, zunächst auf 8 % Mitte der Dreissigerjahre, um sich in den Kriegsjahren auf 17 % zu verdoppeln. Erst nach 1960 wurde die 20 %-Marke überschritten.

Durch Einführung von Handarbeitsunterricht für Mädchen auf der Progymnasialstufe, Hauswirtschaft auf der Gymnasialstufe und Turnen in beiden Abteilungen suchte man ihren spezifischen Bedürfnissen oder dem, was die landläufige Meinung dafür hielt, Rechnung zu tragen.

Zu den zeittypischen Neuerungen gehörte ferner die Aufstockung des Turnunterrichtes auf drei Lektionen, die auch im Zusammenhang mit der Einführung des militärischen Vorunterrichts gesehen werden muss. Militärische Erfordernisse wie das Bedürfnis, die stärker gewordene intellektuelle Belastung auszugleichen, ergänzten sich hier und gipfelten in der Einführung von Turn- und Sporttagen. Diese gehören seither zu den wichtigen Ereignissen des Schuljahres. Bereits zu Beginn der Amtszeit von Fritz Schweingruber hatte man nach dem Vorbild der Kantonsschule Winterthur und des Freien Gymnasiums Zürich auf 40-Minutenlektionen umgestellt, um mehr Freiräume im Stundenplan für nicht fachspezifische Anliegen zu schaffen, und auch den einheitlichen Unterrichtsbeginn auf 8 Uhr im Sommer wie im Winter festgelegt.

Nach dem Krieg konnte die Erneuerungsarbeit, das Lebenselixier jeder Schule, in wieder gewonnener Ruhe und Sicherheit weitergeführt werden. Zu den nachhaltigsten Neuerungen gehörte 1946 zweifellos die Idee, eine eigene Schulzeitschrift herauszugeben mit dem programmatischen Titel „Weg und Ziel“. Die Initiative dazu ging im Wesentlichen von Fritz Graf aus und entsprang dem Bedürfnis, in der veränderten Welt den eigenen Standort zu überprüfen und neue Wege zu suchen. „In ihr sollten Fragen unserer Schule dargelegt und zur Diskussion gestellt werden, sie sollte gleichzeitig die verschiedenen Kreise unserer Schule miteinander verbinden und einen geistigen Mittelpunkt schaffen, Wesentliches beitragen zur Bildung und Festigung einer Schulgemeinde. In ihren Mitteilungen und Berichten aus dem

Alltag der Schule sollte dabei auch der menschliche Kontakt zwischen Schule und Ehemaligen, zwischen Schule und Elternhaus und einem weitem Freundeskreis gefördert werden. Sie sollte mithelfen, die Schule aus ihrer Isolierung und Eigengesetzlichkeit, in die sie so leicht gerät, herauszuführen.“ Mit diesen Worten schildert Fritz Graf den im Wesentlichen bis heute gültigen Auftrag des ersten Nachkriegskindes der Schule. Er betreute sie bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1972 und machte sie zu einem weit über die Grenzen der Schulgemeinschaft hinaus beachteten Publikationsorgan. Danach wurde sie herausgegeben von Jürg Strahm, Christoph Grädel, Regula Jalali und Gisela Meyer, erlebte dabei die eine oder andere sanfte Renovation und verstetigte sich schliesslich zum Halbjahresperiodikum.

Zu den wertvollen Nachkriegsneuerungen gehören auch die 1948 eingeführten Konzentrationswochen (später Besinnungswochen genannt). In der Oberprima sollte während einer Woche der Fachunterricht zugunsten eines thematischen Unterrichts sistiert werden, um zu versuchen, „über den getrennten Bereichen der einzelnen Fächer einen gemeinsamen Blickpunkt zu gewinnen“, wie Graf die Zielsetzung umschreibt.

Ebenso neu war die so genannte Primaarbeit, wie sie andere Gymnasien schon kannten. Dem Schüler sollte Gelegenheit gegeben werden, in selbständiger Arbeit ein Gebiet seiner Wahl vertieft zu erarbeiten und schriftlich darzustellen. Diese Spielart eigenverantwortlicher Schülerbetätigung ist seither mehrfach hier und dort wieder aufgetaucht und seit der Einführung des Maturitätsanerkennungsreglements (MAR) 1995 als Maturaarbeit gesamtschweizerisch institutionalisiert worden. Einige Neuerungen wie die Wochenschlussveranstaltungen, die zweimal pro Quartal stattfanden und an denen auswärtige Referenten zu verschiedenen Themen zur Schulgemeinschaft sprachen, konnten sich nicht halten, andere, wie die berufskundlichen Vorträge in den oberen Klassen, wurden in den letzten Jahren wieder aktiviert, nachdem sie zu Zeiten etwas eingeschlafen waren.

Mit dem überraschenden Tod des Konrektors Dr. Alfred Bieri 1954 verlor die Schule nicht nur einen fürsorglichen Hausvater, sondern auch einen geschätzten Mathematiklehrer. Durch seinen Hinschied wurde eine Neuordnung der Schulleitung nötig. Da niemand sich für das Amt des Konrektors aufdrängte, übernahm der Rektor die bisherigen Pflichten des Konrektors und liess sich dafür durch einen Vorsteher des Progymnasium in der Person Dr. Peter Rohners entlasten. Er enthielt die Aufgabe, das Progymnasium, seine Schüler und seinen Unterricht zu betreuen und dafür zu sorgen, dass die besonderen Belange dieser für das Gymnasium so wichtigen Vorstufe stärker gewichtet und dem einzelnen Schüler mehr und sorgfältigere Betreuung zuteil wurden. In einer beachtlichen Promotionsrede zum Verhältnis von biblischem und wissenschaftlichem Menschen- und Weltbild konnte sich im folgenden Jahr der promovierte Biologe der Schulgemeinschaft als neuer Vorsteher des Progymnasiums vorstellen. Das Amt des Konrektors blieb bis zur personellen Neuordnung an der Spitze der Schule im Jahre 1961 unbesetzt.

4.5. Die Zentnarfeier von 1959

Inzwischen war die Schule bei bester Gesundheit, wenn auch finanziell immer noch auf Diät, hundert Jahre alt geworden. Der Festakt fand am 1. November, dem Schulgründungstag, statt und umfasste je eine Ansprache des Direktionspräsidenten, des Rektors und des Erziehungsdirektors. Direktionspräsident Pfr. Stucky begann seine Grussadresse mit dem Hinweis, dass im Gegensatz zur hundertjährigen Altersheimbewohnerin die Schule keinen Lehnstuhl erhalte, von dem aus sie zufrieden Rückschau halten könne, doch das Freie Gymnasium fühle sich dadurch keinesfalls zurückgesetzt, sondern es sei sein „ernsthafter Wille, auch in Zukunft lebendig und kräftig an der Ertüchtigung der Jugend mitzuwirken“. Im

Rückblick auf die Schulgeschichte erinnerte er die Festgemeinde an die Zeiten der bedrohten Existenz und an die grosse Opferbereitschaft treuer Freunde, die das Werk rettete. Hier sah er Gottes unwandelbare Treue am Werk. Zu den Gütern, die der Schule durch all die Jahre erhalten geblieben seien, zählte er besonders die Freiheit, und zwar nach Luther die Freiheit eines Christenmenschen, die eine Freiheit des Glaubens sei und „in einer unlösbaren Bindung an Gott, an sein Wollen und Handeln“ stehe. Diese „gebundene“ Freiheit gehöre zu den notwendigen Voraussetzungen der christlichen Schule und ermögliche ihr, im Unterricht neue Wege zu beschreiten. Unter dem Aspekt der Freiheit konnte Stucky sogar der seinerzeitigen Ablehnung von Staatsbeiträgen durch den damaligen Erziehungsdirektor Merz etwas Positives abgewinnen, indem er sie als Mahnung an die Schule interpretierte, ihre Freiheit nicht aufzugeben! Bleibendes und sich Wandelndes gehörten zusammen, so schloss Stucky seine Ausführungen: „Das Bildungsziel, das immer dem Wandel unterworfen sein wird, der christliche Glaube, der sich in aller Freiheit immer kraftvoll erweisen muss, und die Erziehung unserer Jugend, die uns aufgetragen ist, bilden das Spannungsfeld, in dem die christliche Schule steht. Darum ist ihr Wesen nie ein Sein, ein Zustand, sondern ein stets neues Werden und Wachsen.“ Mit dieser klugen Betonung des Freiheitsgrundsatzes und der Integration des Wandels als Grundzug der christlichen Schule hatte Stucky die Grenzen umschrieben, in denen die Schule sich den neuen Herausforderungen stellen konnte.

Wie Direktionspräsident Stucky, der seit 1934 dieses Amt ausübte, konnte auch Rektor Fritz Schweingruber bereits sein zweites Schuljubiläum feiern. In seiner Ansprache ging er zunächst auf die Gemeinsamkeiten der staatlichen Gymnasien und des Freien Gymnasiums ein. Neben den vielen organisatorischen Gleichheiten betonte er Ähnlichkeit der erzieherischen Anliegen im täglichen Unterricht und im Austausch mit den Schülern, die Kollegialität unter den Lehrkräften und die Zusammenarbeit in Fragen der Schulreform. Dann leitete er über zu den Besonderheiten des Freien Gymnasiums, wobei er zunächst einem Missverständnis entgegentrat: „Weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart hat je ein Vertreter unserer Schule die Auffassung verfochten oder gar den Anspruch erhoben, dass wir die wahren Christen und die andern – die Leiter und Lehrer in staatlichen Schulen – die Heiden seien. Christliche Schule heisst nicht eine Schule, die christlich ist, sondern eine, die christlich sein möchte. Christentum ist für uns nicht eine Tatsache, sondern Ziel und Wunsch.“ Diese Feststellung gelte zunächst für die Schüler, die ja nicht aus eigenem Entschluss, sondern nach dem Willen der Eltern diese Schule besuchten, aber auch für viele Eltern, „die uns ihre Kinder anvertrauten nicht um unseres christlichen Bekenntnisses willen, sondern weil sie uns sonst irgendwie schätzen oder weil sie wenigstens glauben, eine religiöse Einwirkung stärke das ethische Verhalten der Jugend.“ Man könne nicht von der Schule verlangen, aus den Schülerinnen und Schülern Christen zu machen, sie könne bestenfalls Hilfsdienste dazu leisten. In besonderer Weise stehe die christliche Schule im Spannungsfeld von griechischem und christlichem Geist: Der eine sei vom autonomen Menschen her bestimmt, der andere ein Gnadengeschenk Gottes. Nach diesem Rückgriff auf sein Lebensthema fragte Schweingruber nach Wert und Existenzrecht einer christlichen Schule. Als sei er ob seiner resigniert anmutenden Lagebeurteilung selbst erschrocken, gab er sich im Fortgang seiner Ansprache davon überzeugt, dass es Schulen brauche, welche die einzigartige Wahrheit des christlichen Glaubens verkündigen und – bei aller menschlichen Schwachheit – auf ihre Schüler und damit auf die Öffentlichkeit wirken lassen. Handlungsmöglichkeiten in diesem Sinne sah er in der geistigen Auseinandersetzung mit dem Kalten Krieg zwischen Ost und West oder in einem weiteren Horizont in der Auseinandersetzung mit andern Weltreligionen und ihrem Absolutheitsanspruch. Er beschloss seine Ausführungen mit einigen Bemerkungen zum Problem der individuellen Betreuung der Schüler und zum Spannungsfeld von Hilfsbereitschaft und Pflicht zur Auslese.

Als dritter ergriff Erziehungsdirektor Virgile Moine das Wort. Es war das erste Mal, dass ein Erziehungsdirektor, und erst noch ein freisinniger, in offizieller Funktion zur Schulgemeinschaft sprach. Für die Zuhörerinnen und Zuhörer war daran wohl das Bemerkenswerte, dass der Feind von einst dem Schulgründer ausdrücklich seinen Respekt bezeugte und die Brutalitäten im Gefolge des Sonderbundskrieges als unvermeidliche Begleiterscheinung einer Wachstumskrise des neuen Staates herunterspielte. Rhetorisch brillant gelang es ihm auch, die finanzielle Freiheit der Schule vom Staat in einen Trumpf der Schule umzumünzen: „Mais les sacrifices financiers consentis par des parents en faveur d'un idéal et de l'école qui l'incarne, créent un climat éducatif favorable. La collaboration, si difficile à atteindre entre l'école et la famille, est réalisée plus aisément.“ Inhaltlich folgte er damit der Argumentation seines Amtsvorgängers und Parteifreundes Merz von 1925; anders als jener unterliess er allerdings vor versammelter Festgemeinde taktvoll den Hinweis, dass der Verzicht auf staatliche Unterstützung nicht nur dem pädagogischen Klima an der Schule, sondern auch demjenigen der Staatsfinanzen förderlich war. Regierungsrat Moine schloss seine Ausführungen mit dem Wunsch, das freie Gymnasium möge noch viele Jahre lang sein segensreiches Wirken zu Gunsten der bildungshungrigen Jugend vollbringen. Er konnte nicht ahnen, dass ausgerechnet er unter gänzlich veränderten Bedingungen wenige Jahre später derjenige sein würde, der endlich die staatliche Subventionsschleuse öffnete.

Verschiedene Aktivitäten, vom Ausflug der gesamten Schule auf das Niederhorn bis zur Aufführung des Dürrenmatt-Schauspiels „Ein Engel kommt nach Babylon“ durch die Schultheatergruppe, ergänzten den offiziellen Festakt. Besondere Erwähnung verdient hier zum einen die Festschrift, die Fritz Graf zur Zentenarfeier verfasste. In einem ersten Teil stellte er die Geschichte der Schule von den Anfängen bis Ende der fünfziger Jahre dar. Im zweiten Teil befasste er sich weiträumig mit Fragen des Gymnasiums im Allgemeinen, mit den Herausforderungen und seinen Aufgaben in einer sich rasch ändernden Zeit und der drängenden Frage der Gymnasialreform. Der dritte und letzte Teil war dem Thema „Schule unter dem Evangelium“ gewidmet, ein Thema, das ihn als Lehrer wie auch als Autor der Festschrift existenziell beschäftigte. Beeindruckend ist die Eindringlichkeit, mit welcher sein Denken um Möglichkeit, Aufgabe und Grenzen einer christlichen Schule kreist, wie er die Erfordernisse eines leistungsorientierten Gymnasiums mit seiner fortschreitenden Spezialisierung misst an den übergeordneten eines christlich-humanistischen Bildungsideals, dessen Inhalt so schwierig zu bestimmen ist. Diese Themen sind auch heute noch lesens- und bedenkenswert, mit spürbarem Engagement und grosser sprachlicher Meisterschaft geschrieben von einem, der den grössten Teil seines Lebens als Schüler und Lehrer an „seiner“ Schule verbracht hat.

Zu den erfreulichen Ereignissen im Rahmen des Jubiläums gehörte auch das Resultat der von den Mitgliedern der Finanzkommission betriebenen Sammlung. Sie ergab die beträchtliche Summe von mehr als 240'000.- Franken. Wahrlich ein grosses Zeichen der Treue der vielen Freunde der Schule, die seit ihren Anfängen ihre materielle und geistige Existenz begründeten!

5. Aufbruch zu neuen Ufern – das Freie Gymnasium 1959-1988

5. 1. Ein neuer Rektor: Dr. Edwin Sager

Nach 33 Jahren an der Spitze des Freien Gymnasiums verabschiedete sich Rektor Fritz Schweingruber mit einer Rede an der Promotionsfeier vom 30. März 1961, in der er auf einige ihm wichtige Veränderungen während seiner langen Amtszeit zurückblickte. Neben den bereits geschilderten unterrichtstechnischen Neuerungen wie der Einführung der 40-Minutenlektionen erwähnte er den Übergang vom Lehrerüberfluss in den Anfängen seines Rektorats zum Lehrermangel gegen Ende desselben. Mit wehmütigem Unterton nimmt der überzeugte Altphilologe das weitere Zurücktreten des altsprachlichen Unterrichts zur Kenntnis, hofft aber immerhin, die neuen Sprachen seien in der Lage, einen Teil des Erbes zu übernehmen. In der zunehmenden Ausbreitung der Naturwissenschaften schliesslich sieht er, anders als seinerzeit von Lerber, kein Unglück und keinen Gegner, sondern, da sich diese zunehmend auch mit weltanschaulichen Fragen auseinander setzten, einen willkommenen Bundesgenossen. In dieser Hoffnung mochten ihn besonders seine Kollegen Robert Müller, Peter Rohner und Alfred Streckeisen bestärkt haben, die nun gewiss nicht zu den positivistisch ausgerichteten Vertretern ihres Faches zählten.

Wichtiger als der Wandel schien ihm aber das, was seiner Meinung nach dem Druck der Veränderung standgehalten hatte. Nicht verändert habe sich zum einen der Charakter der Jugend, obwohl diese autoritätskritischer sei als frühere Generationen, was er darauf zurückführt, dass sie offener zu Wort komme als jene und im Unterricht zu kritischem Denken erzogen werde. Diese autoritätskritische Haltung hänge aber auch mit dem weitgehenden Rückzug der Familie aus der Erziehung zusammen, den er als „eines der dunkelsten Symptome unserer Zeit“ bezeichnet. Wohlverstanden, Rektor Schweingruber spricht hier von der Grosseltern- und Elterngeneration der jetzigen Schülerinnen und Schüler! Zum andern nennt er als Konstante die harmonische Zusammenarbeit mit und unter den Lehrkräften und auch das vertrauensvolle Verhältnis zu den Behörden. Gleich geblieben sei auch, dies das Dritte, das Ziel der christlichen Erziehung, die Kraft des christlichen Glaubens und des göttlichen Beistandes.

Direktionspräsident Pfarrer Christian Stucky sprach dem scheidenden Rektor den Dank der ganzen Schulgemeinschaft aus und begrüßte danach den Nachfolger, Dr. Edwin Sager aus St. Gallen, indem er an das Versprechen anlässlich der Jubiläumsfeier erinnerte, das da geheissen hatte: „Wir wollen aufbauen“. Der neue Rektor wie auch Pfarrer René Treier, der im gleichen Jahr 1961 Stucky als Direktionspräsident ablöste, wurden also gleich zu Beginn ihres Wirkens auf grosse Erwartungen eingestimmt. Aus dem Munde des Direktionspräsidenten durfte der neue Rektor das Wort göttlicher Verheissung entgegennehmen: „Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott“.

Der neue Rektor dankte in seiner Begrüßungsrede der Direktion für das ihm geschenkte Vertrauen und seinem Vorgänger dafür, dass er ihm Schule und Amt in vorbildlicher Ordnung übergebe. Anhand einiger Überlegungen zum griechischen Begriff der Schole = Musse versuchte er eine Sichtung der Situation der Schule. Schule habe das Ziel, nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern auch Menschen zu bilden. Um dies zu erreichen, bedürfe es zunächst einmal der Zeit, der Ruhe sowie der Musse. Dem stehe aber das Verlangen der Schüler und Eltern nach rascher Erlangung der Hochschulreife entgegen. Auch Lärm und Betriebsamkeit der ausserschulischen Welt mit ihren Verpflichtungen, Ablenkungen und Vergnügungen raubten Ruhe und Konzentration und erweckten oft Gefühle der Unlust. Die Schule allein sei nicht in der Lage, diesen Tendenzen standzuhalten, sondern sei dringend auf

die Zusammenarbeit mit dem Elternhaus angewiesen. Er hoffe darauf, „dass die Eltern erkennen und verstehen, dass uns im Freien Gymnasium in vielleicht noch grösserem Masse die Menschenbildung am Herzen liegt, als das bei einer weltanschaulich neutralen Schule der Fall ist. Dort ist der Schule bei den Fragen nach unserm Woher und Wohin, nach jener letzten Instanz, in deren Auftrag sie die Bildungsarbeit leistet, nach der Autorität, der wir Menschen uns zu unterziehen haben, bald einmal Halt geboten. Wir als evangelische Schule dürfen und sollen noch einen Schritt weiter gehen. Wir machen kein Hehl daraus, dass wir die Bildungsarbeit im Glauben an Gott, der der Vater Jesu Christi ist und von dem die Bibel Zeugnis ablegt, tun möchten, wobei wir die uns anvertraute Jugend im strahlenden Lichte der Gotteskindschaft sehen und uns mit ihnen unter dem Gericht und der vergebenden Gnade stehend wissen. Damit bekommt unsere Bildungsarbeit ein Profil, eine Einheitlichkeit und eine Klärung, um die uns manche Staatsschule beneidet.“ Da nach weit verbreiteter Auffassung mit dem Begriff der Musse auch der Lehrerberuf verbunden ist, kam der neue Schulleiter auch nicht umhin, auch auf diesen Zusammenhang einzugehen. So durfte sein zukünftiges Kollegium zur Kenntnis nehmen, dass sein Chef befand, auch Lehrer bedürften dringend der Musse, wenn sie nicht nur Stoff vermitteln, sondern auch Bildungsarbeit leisten sollten. Dem neuen Schulleiter standen grosse Aufgaben bevor: Zu jenen, die er sich selber gestellt hatte, gesellten sich auch solche, die nicht vorauszusehen sind und auf die man sich darum auch nicht vorbereiten kann. Dies alles wurde noch erschwert durch die Herausforderung, sich als Ostschweizer in den Eigentümlichkeiten der bernischen Bildungslandschaft zurechtzufinden.

5. 2. Das Freie Gymnasium erhält staatliche Hilfe

Dass die freien Schulen und damit auch das Freie Gymnasium schliesslich staatliche Finanzhilfe erhielten, hatte eine Vorgeschichte, die in die Zwischenkriegszeit zurückgeht. 1919 hatte Grossrat Hugo Dürrenmatt (Mj. 1893) eine Motion eingereicht, die Staatsbeiträge an die freien Schulen anvisierte. Sie scheiterte nicht zuletzt am vehementen Widerstand der freisinnigen Jurassier, die befürchteten, auch das private Institut Saint-Charles in Pruntrut werde dann Beiträge bekommen und es könnte zur Gründung eines separatistischen Seminars im Jura kommen. Dass darauf der Regierung die Ablehnung nicht schwer fiel, wurde bereits erwähnt.

Die freien Schulen konzentrierten nach dem Krieg ihre Anstrengungen zunächst auf den Bereich der Stipendien. Die privaten Stipendienfonds, die ihnen zur Verfügung standen, konnten mit den in den dreissiger Jahren beträchtlich gewachsenen Stipendien der öffentlichen Hand nicht mehr Schritt halten. Es wurde auf Seiten der evangelischen Schulen als ungerecht empfunden, dass der Staat den freien Schulen, die ja gemeinnützige Institutionen waren, Stipendien verweigerte. Die Eltern bezahlten mit ihren Steuern die staatlichen Schulen, die sie nicht nutzten, und mit dem Schulgeld ihren Kindern die private Schule. Der Staat argumentierte, wer eine Extrawurst wolle, müsse diese auch bezahlen, die Vertreter der freien Schulen erwiderten, wer im eine Extrawurst bestelle, müsse nicht auch noch das Tagesmenü bezahlen, das er nicht konsumiere! Notar Hans Lehmann, Mitglied der Direktion des Freien Gymnasiums und ab 1949 auch Direktionspräsident der Neuen Mädchenschule, vertrat als Grossrat der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei seit 1946 die politischen Anliegen der freien Schulen. In einer 1947 eingereichten, durch ein Rechtsgutachten von Professor Hermann Rennefahrt untermauerten, von 81 Grossräten unterzeichneten Motion, forderte er die Beseitigung des bestehenden Unrechts. Seine Chancen standen gut, amtierte doch mit Markus Feldmann ein Ehemaliger (Mj. 1916) als Erziehungsdirektor, der die Motion wohlwollend entgegennahm. Doch Feldmann löste wenig später mit seinen Angriffen auf den Ehemaligen Karl Barth (Mj 1904) und seine Anhänger,

darunter eine grosse Anzahl Vertreter der freien Schulen, den bernischen Kirchenstreit aus, in dessen Verlauf er Barth und seine Freunde in die Nähe totalitärer politischer Ideologien rückte. Es war der bernische Beitrag zum Auftakt des Kalten Krieges. Im Visier Feldmanns standen neben Barth auch Professor Albert Debrunner als Synodepräsident und Direktionsmitglied des Freien Gymnasiums sowie der Münsterpfarrer Walter Lüthi. Feldmanns Gegner im Grossen Rat war in dieser Sache, wen wundert's, u.a. Motionär Hans Lehmann. Die Regierung liess nun durch Professor Paul Flückiger ebenfalls ein juristisches Gutachten zur Stipendienfrage ausarbeiten, das die Stipendienberechtigung der freien Schulen verneinte. Damit schien die Sache vom Tisch, doch Lehmann liess nicht locker. 1955 – Feldmann war mittlerweile in den Bundesrat aufgerückt - stiess er mit einer zweiten Motion nach, die wiederum scheiterte, aber so knapp, dass er es ein Jahr später noch ein drittes Mal versuchte. Durch Stichentscheid des Präsidenten wurde die Motion überwiesen, doch ein Wiedererwägungsantrag wegen Formfehlers erlaubte den Gegnern, die Motion in der zweiten Abstimmung knapp zu Fall zu bringen. Erst Lehmanns Nachfolger im Grossen Rat, Notar Nino Gullotti, schaffte dann 1960 den Durchbruch. Seine Motion wurde am 22. November 1960 mit 122 zu 20 Stimmen überwiesen. Damit war der grundsätzliche staatliche Widerstand gegen Finanzhilfen an die freien Schulen gebrochen.

Die Sorgen der freien Schulen waren damit aber nicht wesentlich kleiner geworden, denn wenig später tauchten neue Wolken am Finanzhimmel auf in Gestalt einer rasch wachsenden Teuerung und eines sich verschärfenden Lehrermangels. Wollten die freien Schulen ihr gut qualifiziertes Kollegium behalten, mussten die Besoldungen mit denjenigen der staatlichen Schulen Schritt halten. Den grössten Teil der Aufwendungen des Freien Gymnasiums verschlangen ohnehin die Personalkosten (1960 über 90%, 1986 78%), dabei lagen damals die Besoldungsansätze rund 10% unter denjenigen der staatlichen Schulen, bei gleichzeitig höherer Pflichtstundenzahl notabene. Lehrermangel und Lohnanpassungen beim Staat bedrohten die finanzielle Existenz des Freien Gymnasiums.

1962 wurde im Kanton Bern ein neues Mittelschulgesetz vorbereitet, das den freien Schulen erneut Schwierigkeiten verhies. Es schaffte bisherige Schulgelderhebungen an den staatlichen Gymnasien ab, regelte die staatlichen Beiträge an die nach wie vor von den Gemeinden geführten Gymnasien neu, verpflichtete sie aber, alle geeigneten Schüler, auch diejenigen aus andern Gemeinden, aufzunehmen und Anschlussklassen für fähige Schüler zu führen, die nach dem Sekundarschulabschluss die Anforderungen eines Gymnasiums noch nicht erfüllten. „Diese staatlichen Massnahmen zur Erleichterung des Besuchs eines Gymnasiums eröffneten dem Freien Gymnasium zunächst trübe Aussichten für seine Zukunft“, wie der damalige Rektor Edwin Sager rückblickend urteilt. Das freie Gymnasium hatte durch eine flexiblere Aufnahmepraxis schon immer Schüler in jene Klassen eingliedern können, die ihrem momentanen Leistungsniveau entsprachen, oder Schülern Unterschlupf bieten können, die anderswo aus Platzgründen abgewiesen worden waren. Auch die Entrichtung eines Schulgeldes war als Argument zur Schulwahl weniger ins Gewicht gefallen, da auch Eltern, die ihr Kind in ein auswärtiges Gymnasium schickten, ein solches zu entrichten hatten. Alle Marktlücken, die das alte, starre Mittelschulgesetz dem Freien Gymnasium eröffnet hatte, fielen nun auf einen Schlag dahin. „Das Freie Gymnasium war in seiner Existenz ohne Zweifel bedroht“, beurteilt Edwin Sager klipp und klar die damalige Situation.

Das Freie Gymnasium trat nun mit seinen Sorgen an die Erziehungsdirektion heran und fand bei den leitenden Männern, dem damaligen Erziehungsdirektor, Regierungsrat Virgile Moine, dem ersten Sekretär der Erziehungsdirektion Max Keller und ihren engsten Mitarbeitern offene Ohren. Sie hielten es auch für absurd, ein bestehendes, gut ausgewiesenes Gymnasium, das während eines Jahrhunderts einen ansehnlichen Prozentsatz der Berner Maturanden

ausgebildet hatte, ausgerechnet in dem Moment untergehen zu lassen, in dem man landesweit die Begabtenreserven erfassen und dem Akademikermangel entgegenwirken wollte. Bei den Vertretern der Grossratsfraktionen von FDP, BGB, CVP und SP in der vorberatenden Kommission stiess man ebenfalls auf viel Wohlwollen, so dass schliesslich im Mittelschulgesetz ein Artikel 87bis die Möglichkeit eröffnete, den freien Schulen Staatsbeiträge zuzusprechen. Im Februar 1963 fand das neue Mittelschulgesetz Gnade vor dem Volk und trat in Kraft. Ihre Hilfsbereitschaft begründeten die Behörden unter anderem damit, dass der Staat wie eine Privatperson die Pflicht der Dankbarkeit kenne für die Leistungen, die das Freie Gymnasium in all den Jahren erbracht habe. Die Hand, die seit dem Gesetz von 1877 lange Jahre in der Nähe der finanziellen Gurgel der freien Schulen geschwebt hatte, legte sich jetzt fürsorglich um ihre Schultern. Gleichsam als Apotheose der neuen Partnerschaft stand im Bericht der Erziehungsdirektion an den Regierungsrat zuhanden des Grossen Rates zu lesen: „Die private Schule ist immer mehr von einer Konkurrenz zu einer Ergänzung der öffentlichen geworden und erfüllt hier den guten Zweck, als beweglicher Organismus einerseits dem einzelnen Schüler besonders gerecht zu werden, andererseits neue Ideen und Methoden leichter erproben zu können.“ Der Staat will uns also haben wie wir sind, konnte der Rektor befriedigt feststellen. Die Höhe der Beiträge hatte der Regierungsrat zu bestimmen; sie wurden jeweils im Rahmen des Budgets der Erziehungsdirektion vom Grossen Rat genehmigt. Die Erziehungsdirektion forderte allerdings vom Freien Gymnasium, dass die Besoldungen der Lehrer und der Angestellten der Schule der staatlichen Besoldungsordnung anzugleichen und die Schulgelder so anzusetzen seien, dass es breiten Bevölkerungskreisen weiterhin möglich sei, ihr Kind ins Freie Gymnasium zu schicken. Der Staat wollte keine teure Standesschule subventionieren.

So weit war man seitens der Schule schon 1925 gewesen; damals aber hatte Regierungsrat Merz kein Gehör für dieselben Argumente, die sich der Staat nun zu eigen machte. Wie ist dieser Gesinnungswandel zu erklären, den dazu noch – das war aus der Sicht des Freien Gymnasiums die Pointe – ein freisinniger Regierungsrat zu vertreten hatte?

Da ist sicher einmal die politische Grosswetterlage zu erwähnen. Die Welt befand sich auf einem Höhepunkt des Kalten Kriegs: Die Lancierung des russischen Satelliten „Sputnik“ im Jahre 1957 hatte im Westen eine Art Schock ausgelöst, mit der Befürchtung, das Sowjetsystem habe den freien Westen technologisch und damit auch ausbildungsmässig überholt. In den USA hatte der jugendliche Präsident John F. Kennedy eine Aufbruchstimmung erzeugt, die auch in Europa widerhallte. Aus dieser Stimmungsmélange von Systemkonkurrenz und Aufbruch wurde einerseits Kritik laut am elitären Charakter des traditionellen Gymnasiums, andererseits ertönte immer gebieterischer der Ruf nach besserer Ausschöpfung der Begabtenreserve. Die Gymnasien als Zulieferer der Universitäten sollten für breitere Bevölkerungskreise geöffnet werden. Dies führte zu einem Ausbau der bereits bestehenden – im Kanton Bern gab es damals nur vier städtische Gymnasien - und erzwang bald auch den Bau neuer Gymnasien. Es kam auch den Staat billiger, einem bestens eingeführten und funktionierenden Gymnasium finanziell unter die Arme zu greifen als ein neues zu bauen.

Zu den Faktoren, die eine Neuausrichtung der staatlichen Politik begünstigten, gehörte die wirtschaftliche Konjunktur der drei ersten Nachkriegsjahrzehnte, die den finanziellen Spielraum des Staates gegenüber den freien Schulen beträchtlich erweiterte. Hilfreich war ferner, dass die antiseparatistischen Grossräte aus dem Jura ihren Widerstand gegen staatliche Beihilfen an das nordjurassische Institut Saint-Charles aufgegeben hatten, so dass deutschsprachige protestantische und französischsprachige katholische Institute nun gleich behandelt wurden.

Entscheidend war aber, dass die Freien Schulen über viele Jahrzehnte hinweg gute Beziehungen zu den Behörden gepflegt und sich auch durch wiederholte Rückschläge nicht

von ihrem kooperativen Kurs hatten abbringen lassen. Die bereits erwähnte parlamentarische Arbeit der Grossräte Lehmann und Gullotti war der stete politische Tropfen, der schliesslich den staatlichen Stein höhlt. Nicht unwichtig war vielleicht auch, dass der starke Mann in der damaligen Erziehungsdirektion, Max Keller, als Angehöriger einer christlichen Studentenverbindung und Mitglied der traditionell den freien Schulen wohlgesinnten BGB die Verhandlungen mit dem jungen Rektor auf unbürokratische Art und Weise führte. Max Keller nahm dann auch als erster Staatsvertreter Einsitz in die Direktion des Freien Gymnasiums.

5. 3. Ein neues Schulhaus

Seit längerer Zeit war klar, dass das 1881 erbaute Schulhaus den gestiegenen Anforderungen eines modernen Schulunterrichts nicht mehr genügte. Auf 5 Stockwerken und einer Fläche von 449 Quadratmeter waren die Schulzimmer, die Fachräume für Physik, Chemie und Zeichnen, das Rektorat, das Sekretariat, eine kleine Schulbibliothek, ein kleines Archiv sowie die Hauswartwohnung untergebracht. Im Keller befanden sich eine Waschküche, ein Abstellraum für den Hauswart, Heizung, Kohlenkeller und im Gang Einstellplätze für die Fahrräder. Zwei Klassenzimmer im 1. Stock standen der Neuen Mädchenschule zur Verfügung; dort wurden Schüler von der 1. bis zur 4. Primarklasse unterrichtet. Für den Sport gab es eine bescheidene Turnhalle und einen Turnplatz beim Aarhof am Aareufer. 1960 wurden etwas mehr als 370 Schülerinnen und Schüler in 10 Klassen unterrichtet, d.h. pro Klasse gab es im Durchschnitt über 37 Schüler! Zwar wurden Fachkurse in geteilten Klassen geführt, aber die meisten Lektionen wurden in Klassen von 30 bis 40 Schülerinnen und Schülern erteilt. Es musste also dem neuen Rektor ein Anliegen sein, so rasch als möglich die Klassenbestände drastisch zu reduzieren. Eine Reduktion auf je eine Klasse mit 22 bis 25 Schülern pro Jahrgang war aus finanziellen Gründen nicht tragbar, blieb also nur der Weg einer massvollen Vergrösserung der Schule mit dem Ziel, pro Jahrgang zwei Klassen mit vertretbaren Schülerbeständen zu unterrichten. Ab 1966 wurden alle Klassen ab Sexta doppelt geführt, die Gesamtschülerzahl stieg auf etwas über 400 an. Man versuchte zunächst, den dadurch erzeugten Bedarf an neuen Räumlichkeiten durch konsequenten Ausbau aller Reserven im Schulhaus zu decken. Die beiden Primarklassen der NMS wurden ausquartiert, die Kohlenheizung auf Öl umgestellt, einer der alten Kohlekeller in einen Fahrradeinstellraum umgewandelt, Bibliothek und Archiv in den Estrich verlegt. Damit konnte genügend Schulraum für die Doppelführung aller Klassen ab 7. Schuljahr zur Verfügung gestellt werden und die Biologie erhielt endlich ein eigenes Fachzimmer. Für den Hauswart, dessen Wohnverhältnisse längst unzumutbar geworden waren, wurde eine Wohnung im Nachbarhaus gemietet und in der alten Hauswartstube ein kleiner Lehrerarbeitsraum eingerichtet. Aber schon 1967 gab es im alten Schulhaus nichts mehr auszubauen. Unvorstellbar, wie man einst im Rekordjahr 1917 500 Schülerinnen und Schüler hatte unterrichten können! Zur Einsicht, dass die Grenze erreicht war, gesellte sich Druck von aussen. Anlässlich einer Visitation der Schule stellten Vertreter der eidgenössischen Maturitätskommission dem Unterricht zwar ein gutes Zeugnis aus, beschieden aber der Schulleitung, die Anerkennung der Maturität werde nur unter der Bedingung weiterhin gewährt, dass ein Schulhausneubau realisiert werde mit dem Ziel, vorab den Naturwissenschaften die für einen modernen Unterricht erforderlichen Einrichtungen zur Verfügung zu stellen.

Nun ging es an die Planung. Bereits 1965 konnte die Standortfrage geklärt werden: Die Burgergemeinde Bern war bereit, die nach einem Landabtausch mit der Stadt übernommene Beaulieumatte im Baurecht zur Verfügung zu stellen. Ein Vorprojekt von Architekt Walter Joss zeigte, dass das Terrain gross genug für die Raumbedürfnisse des neuen Freien Gymnasiums war. Am 25. Februar 1970 wurde der Beschluss für einen Neubau gefasst. Unter

den Architekten im Ehemaligenverein und im Elternkreis der Schüler des FGB wurde ein Wettbewerb ausgeschrieben, den Daniel Reist (Mj. 1951) gewann. Bald lag ein baureifes Projekt vor, die Baukosten wurden mit 15 Mio. Franken veranschlagt. 4 Mio. konnten aus eigener Kraft, d. h. durch den Verkauf des Altbaus, durch eine Spendensammlung in der Höhe von 1, 5 Mio. Fr., für welche die beiden Lehrer Markus Hügi und Jürg Strahm freigestellt wurden, und durch einen Basar mit einem Ertrag von über 150'000 Franken beigebracht werden. Für die verbleibenden 11 Mio. Franken mussten Hypotheken aufgenommen werden, wobei Stadt und Kanton mangels gesetzlicher Grundlagen keine Beiträge leisteten. Der Kanton sicherte immerhin zu, dass auch die Betriebskosten im Neubau samt Verzinsung der Hypothekarschuld in die Subventionsberechtigung einbezogen werden durften, was von grosser Bedeutung war. Am 4. Mai 1970 wurde mit dem Bau begonnen. Im Oktober 1972 wurde das neue Schulhaus bezogen und im Mai 1973 eingeweiht. Der Neubau bestach vor allem durch sein Konzept, den in sich geschlossenen Gebäudekomplex, der ausgerichtet war auf eine zentrale, Licht durchflutete Halle mitten im Schulhaus, wie Rektor Sager in seinem Rückblick befriedigt feststellte: „Das schien uns charakteristisch für unsere Schule: Sie hat eine Mitte, in dieser Mitte trifft sich die Schulgemeinschaft, und da hinein soll Licht von aussen, von oben strahlen“. Edwin Sager weiss auch zeittypische Kuriositäten zu berichten, etwa als er zur Qualität der verwendeten Baumaterialien Zweifel äusserte und ihm der Architekt beschied: „Ja, wissen Sie, auch ein Schulhaus baut man nicht mehr für hundert Jahre, es ist ein Wegwerfartikel wie alles andere auch.“ Auch seine, wie sich im Nachhinein zeigte, durchaus berechtigten Zweifel an der Isolationsfähigkeit der Fassadenelemente wurden vom Baufachmann mit der flapsigen Bemerkung abgebugelt: „Sie heizen doch mit Öl, und Öl ist billig“. Seinem Kommentar „Das war der Geist von 1970“ ist nichts hinzuzufügen.

Da im Winter 1972/73 noch viele Detailarbeiten zu Ende geführt werden mussten, fand die eigentliche Einweihungsfeier am 23. Mai 1973 statt. Der seit 1971 als Nachfolger von René Treier als Direktionspräsident fungierende Pfarrer Peter Wyss umriss die Bestimmung des Hauses mit dem Wunsch, es möge ein „Haus des Hörens“ werden, des Hörens auf Gottes Wort, des Hörens auf unseren Nächsten und des Hineinhörens in die Welt, in die Geschichte der Völker, des menschlichen Geistes und der Natur. Daraus möge sich zweierlei ergeben: Ehrfurcht und fröhliche Dankbarkeit. An der Feier wurde in der neuen Aula unter der Leitung von Hans Gafner eine Bach-Kantate, Mozarts Krönungsmesse sowie Hans Studers Spruchkantate nach Gotthelfworten unter dem Motto „Nur uf Gottes Gnad und Vertruwen ist dies Hus allhie gebuwen“ uraufgeführt. Es folgten drei offizielle Festtage: Am 25. Mai, einem Freitag, war der Tag der Gäste mit einer Feier wieder in der Aula und Reden des Vertreters der Erziehungsdirektion, Max Keller, des Berner Gemeinderates Dr. Gerhard Schürch, und des Synodalratspräsidenten, Pfarrer Max Wyttenbach. Der Architekt, Daniel Reist, übergab dem Rektor den Schlüssel zu einem Käfig, in dem Amazonaspapagei Edwin wohnte. Weitere Ansprachen folgten während des Mittagessens in der Mensa. An einem „Tag der offenen Tür“ konnte das Publikum das Haus besichtigen und den Vormittagsunterricht besuchen. Der folgende Montag schliesslich gehörte ganz den Lehrkräften, Schülerinnen und Schülern. Am Vormittag freute man sich an einer Aulavorstellung des Kabarettisten Franz Hohler, danach gab es eine Klassenolympiade in verschiedenen, nicht nur sportlichen Disziplinen, und am Abend traf man sich zum Tanz in der Halle. Damit hatte eine zehnjährige Arbeit zur Erstellung des neuen Schulhauses ihr festliches Ende gefunden.

Nun hatte das Freie Gymnasium ein neues Zuhause, und zwar an der städtischen Peripherie, was entgegen da und dort geäusserten Befürchtungen kein Nachteil war. Man erinnert sich, dass bereits vor dem Ersten Weltkrieg Neubaupläne gewälzt wurden, die 1908 in einem formellen Antrag des damaligen Direktors Heinrich Preiswerk gipfelten. Die ins Auge gefassten Standorte Viktoriaplatz und Kirchenfeld galten damals ebenfalls als peripher.

Schliesslich entschied man sich gegen eine Verlegung, da der zentrale Standort noch als Vorteil galt und die Schwesterschule NMS den Wegzug als eine Art Verrat verstanden hätte. Das neue Gebäude auf der Beaulieumatte war durch den öffentlichen Verkehr gut an das Stadtzentrum angebunden, es bildet seither mit seiner markanten Silhouette einen Blickfang für stadtein- und auswärts fahrende Autos. Seit Mitte der sechziger Jahre war überdies mit dem Neufeldgymnasium eines der beiden grossen stadtbernischen Gymnasien ganz in der Nähe angesiedelt, und auch die Nachbarschaft der universitären Sportanlagen und des Neufeldstadions liessen keinen *horror vacui* aufkommen. Und doch: Die bisherigen Standorte der Schule hatten sich allesamt im Stadtzentrum befunden. In unmittelbarer Nähe des Nägeligassschulhauses hatten sich die Schwesterschule NMS, die Zionskapelle, die Französische Kirche und verschiedene Einrichtungen der Evangelischen Gesellschaft, der Alma Mater der freien Schulen, befunden. Symbolisierte also der Umzug nicht gerade die oft beklagte Säkularisierung der Schule? Wie dem auch sei, der Neubau und seine Lage am Stadtrand machte das Freie Gymnasium zu einer kleinen, fast autarken Schulrepublik. Anders als vorher gab es nun eine sichtbare Grenze zwischen Innen und Aussen, zwischen Schule und Nicht-Schule. Merkmale dieser Autarkie sind, zumindest in materieller Hinsicht, eine geräumige Aula, eine Turnhalle und ein Sportplatz - zeitgemäss ergänzt durch ein Beachvolleyballfeld - unmittelbar neben dem Haus, eine gut geführte Mensa als Treffpunkt und wichtige Voraussetzung für den angestrebten Tagesschulbetrieb sowie eine anfänglich noch rudimentäre Bibliothek. Raum gab es nun zur Genüge für Begegnungen zwischen Schülern und Lehrern, zum Spielen, zum ungestörten Sein. Raum konnte aber von nun an auch vermietet werden, was für eine Schule, die das Finanzielle nie aus den Augen verlieren darf, nicht zu vernachlässigen ist. Auch den Lehrerinnen und Lehrern wurde aus unhaltbar gewordener Enge geholfen. Sie konnten sich in ein Lehrerzimmer zurückziehen, in dem alle über einen Sitzplatz verfügten und das Sich-Hinsetzen-Dürfen nicht mehr dem Anciennitätsprinzip unterworfen war. Zudem stand ihnen ein Arbeitsraum zur Verfügung, der als Konferenz- und Sitzungsraum genutzt werden konnte. Die Fachräume für Biologie, Chemie, Physik, Musik und bildnerisches Gestalten wurden räumlich zu wahren Territorialfürstentümern ausgebaut, in denen der von der eidgenössischen Maturitätskommission angemahnte moderne Unterricht erteilt werden konnte. Insgesamt darf man allen damals an der Planung und Realisierung des Gebäudes Beteiligten grösste Anerkennung zollen. Dank ihrer Weitsicht und ihrem Wagemut erhielt die Schulgemeinschaft des FGB ein Juwel bernischer Schulhausarchitektur, das zu Recht Aufnahme ins Inventar schützenswerter Bauten gefunden hat.

5. 4. Die innere Erneuerung der Schule I

1968 erfasste eine Erweckungsbewegung besonderer Art die Jugend der westlichen Welt. Ausgehend von den USA, Deutschland und Frankreich, griff sie rasch auch auf andere Länder, so auch die Schweiz, über und bewegte die Gemüter, bald auch die Staatsorgane aufs Heftigste. Im Unterschied zum Réveil des 19. Jahrhunderts waren ihre Ziele sehr diesseitig und eminent politisch; ihr Hauptanliegen, bei allen landesspezifischen Unterschieden, war die radikale Infragestellung des überkommenen Autoritätsgefüges in allen Lebensbereichen, vor allem aber in Politik, Wirtschaft und Unterricht. Letztlich ging es um nichts weniger als die Schaffung einer neuen Welt ohne Ausbeutung und Unterdrückung, um mehr Demokratie, um neue, freiere Lebensentwürfe. Wie alle radikalen Erneuerungsbewegungen war sie widersprüchlich und anmassend und ihre Protagonistinnen und Protagonisten waren nicht immer bereit, die Freiheit, die sie für sich selbst forderten, auch andern zu gewähren. Der Staat fühlte sich herausgefordert durch die Bewegten und reagierte, besonders in der benachbarten Bundesrepublik und in Frankreich, nicht immer besonnen, so dass die Auseinandersetzungen in physische Gewalt mündeten, was der Bewegung mehr schadete als

nützte. In der Schweiz, wo alles etwas betulicher vonstatten ging – es gab weder Rassenfrage und Vietnamkrieg wie in den USA noch die nazistischen Altlasten an den Universitäten, noch den Kampf der Söhne und Töchter gegen das bleierne Schweigen ihrer Eltern und Grosseltern über die Nazizeit wie in Deutschland – wurden die Forderungen der internationalen Bewegung auf eidgenössisches Mass heruntergebrochen. An jeder Uni wurden Sit-ins zelebriert, Rektorate besetzt, Veranstaltungen boykottiert, gab es lokale Dutschkes und Cohn-Bendits, die mit geradezu unschweizerischer Eloquenz den zu erweckenden Mitläufern (der Berichterstatter zählt sich durchaus dazu) die ideologische Marschrichtung vorgaben. Kein Wunder daher, dass der Wellenschlag dieser Bewegung auch die gymnasiale Welt erfasste und im Wasserglas Freies Gymnasium Bern einen kleinen Sturm auslöste. Es wäre vermessen, an dieser Stelle einen umfassenden und abschliessenden Überblick über die Geschehnisse, die sich im Wesentlichen in den Jahren 1972 bis 1975 abspielten, anzustreben; es soll vielmehr versucht werden, anhand einiger bemerkenswerter Vorkommnisse etwas vom Geist jener Jahre und der Herausforderung, die sie für Lehrerschaft, Schulleitung und Direktion darstellten, sichtbar zu machen.

Kaum hatte man den Neubau feierlich eingeweiht, bildete sich im Frühjahr 1973 aus Schülerinnen und Schülern des Freien Gymnasiums ein so genanntes Aktionskomitee, das sich nach eigener Auskunft für die Demokratisierung der Schule und für die freie Meinungsäusserung der Schüler einsetzen wollte. In einer Grundsatzerklärung vom 23. Mai wurden die Ziele erläutert, deren Basis ein „Plattform“ genannter Katalog von vier Forderungen darstellte: 1. Es sollte eine zentral gelegene, genügend grosse Wandzeitung für Schüler und Lehrer realisiert werden, die keiner Zensur unterworfen sein durfte. 2. Es sollte gestattet werden, von Schülern verfasste Flugblätter zu verteilen. 3. Die Schüler sollten die Möglichkeit haben, ihr Klassenzimmer frei zu gestalten, sofern es dadurch nicht beschädigt wurde. 4. Vor dem 15. Juni habe eine Diskussion über Probleme des Geschichtsunterrichts in der Aula stattzufinden, an der alle Schüler von Quarta bis Oberprima teilzunehmen hätten. Eine Flugblattaktion und der Umstand, dass einige Mitglieder des Aktionskomitees offenbar auch dem „Maulwurf-Kreis“, der Jugendorganisation der „Revolutionären Marxistischen Liga“, angehörten, rief auch die bürgerliche Presse auf den Plan. Das Aktionskomitee sah sich genötigt, seine Ziele eingehender zu erläutern und zu verteidigen. So erklärten die Autorinnen und Autoren, die übrigens nicht anonym blieben, sondern sich ihrer Verantwortung stellten, ihr Unbehagen am Geschichtsunterricht damit, dass unter dem Deckmantel der Objektivität und der Wissenschaftlichkeit Stoff vermittelt werde, der gar nicht objektiv sein könne, weil er der „materialistischen (wissenschaftlich fundierten) Geschichtsinterpretation und neueren wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht genügend Rechnung trägt.“ Die Komiteemitglieder verwahrten sich gegen die Unterstellung, sie würden von aussen oder von einzelnen Rädelsführern manipuliert, und betonten, sie seien eine selbständige, demokratisch arbeitende Gruppe. Im weitem seien Flugblätter die einzige Möglichkeit, an die gesamte Schülerschaft zu gelangen und in einer Demokratie ein absolut legitimes Mittel zur freien Meinungsäusserung. Was nützten Gespräche, wenn darin nicht auf die Forderungen des Komitees eingegangen werde? Sie seien nicht der Meinung, jeder beliebige Wunsch müsse erfüllt werden, „da unsere Forderungen aber nicht x-beliebig, sondern von elementarer Wichtigkeit sind, bestehen wir weiterhin auf deren Erfüllung.“ Während sich die drei ersten Forderungen der Plattform relativ schmerzlos erfüllen liessen, erwies sich die Organisation einer Diskussion um den Geschichtsunterricht als schwieriger. Am 22. Juni 1973 trafen sich sechs Mitglieder des Aktionskomitees mit sechs Vertretern der Lehrerschaft, darunter der Rektor und die zwei Geschichtslehrer. In der Folge stellte sich die Schulleitung positiv zur Veranstaltung einer Diskussion, die ein paritätisch zusammengesetztes Team von Lehrern und Schülern vorbereiten sollte. Das Aktionskomitee erachtete aber die geplante Vorgehensweise als zu träge und lancierte einen „Endgültigen Vorschlag zur Durchführung der

Geschichtsveranstaltung“, dem nun Geschichtslehrer und Rektor nicht zustimmten. Ob die Diskussion schliesslich stattfand, entzieht sich unserer Kenntnis. In den offiziellen Annalen der Schule findet sich jedenfalls kein Hinweis darauf. Lehrerschaft und Schulleitung nahmen die Geschehnisse nicht auf die leichte Schulter. U.a. befasste man sich an einer zweitägigen Lehrerretraite in Gwatt mit der Problematik der Ideologisierung der Schule. Für die engagierten Kritiker bedeutete jedoch der Begriff Ideologisierung eine Provokation, dem sie mit dem Argument begegneten, sie würden die Schule nicht ideologisieren, sondern politisieren. Die weltpolitischen Geschehnisse gaben ihnen weiterhin reichlich Gelegenheit dazu. Das Aktionskomitee gab keine Ruhe und widmete sich nun dem Kampf gegen Diktatur und Folter. Noch gab das Vorgehen der USA in Vietnam genügend Anlass zur Kritik, doch rückten wegen des faktischen Kriegsendes dort andere Schauplätze und Themen in den Fokus des Interesses. In der Türkei, in Griechenland und in Chile hatten sich Militärdiktaturen etabliert, in Portugal und Spanien befanden sie sich in der Schlussphase, in der Schweiz wurden immer noch überaus harte Urteile gegen Kriegsdienstverweigerer gefällt, kämpften jurassische Separatisten für die Gründung eines eigenen Kantons und Frauen für die Strafflosigkeit des Schwangerschaftsabbruchs. Themen für Aktionstage und Solidarisierungskampagnen gab es also genug. Besonders die geplante Veranstaltung eines Chilesolidaritätstages im Juni 1974, die sich gegen eine Einladung von Vertretern der brutalen Militärjunta General Pinochets an eine Tagung des Bureau International de Travail in Genf richtete, erregte die Gemüter. Nochmals zog das Aktionskomitee alle Register, apostrophierte die Schulleitung als sichtbarsten Teil des Eisberges eines ganzen Apparates. „Hinter ihr steckt die ganze Schule, Teile der Eltern und vor allem die finanzkräftigen Geldgeber. Sie alle haben eine Heidenangst, dass ihre Schüler und Kinder, ihre zukünftigen Lehrer, Pfarrer und Ingenieure etwas vom Kampf der unterdrückten Völker in der Dritten Welt gegen Imperialismus oder vom Kampf der Arbeiter gegen Unternehmer – die sie meist selbst sind und zu deren Nachkommen oder Unterstützer sie ihre Jugend erziehen möchten – und für den Sozialismus erfahren und sich etwa noch damit solidarisieren könnten.“ Die Erklärung gipfelte in der Feststellung, man sei im Kampf gegen die Schulleitung nicht machtlos, und der Ankündigung, man zeige die Ausstellung des Chilekomitees vor dem Schulhaus! Danach flaute die Bewegung merklich ab, wohl nicht zuletzt deshalb, weil nun die nahenden Maturitätsprüfungen Kraft und Aufmerksamkeit der Aktionisten zunehmend absorbierte.

Wie wirkte sich nun das Ganze auf die verschiedenen Teile der Schulgemeinschaft aus? Hier stellt sich das Problem, dass vieles nicht aktenkundig geworden ist und die Erinnerungen der Zeitzeugen wie stets in solchen Fällen eher unzuverlässig sind. In den Erzählungen der Beteiligten ist das ganze Geschehen als Erlebnis von besonderer Emotionalität in der Erinnerung haften geblieben. Die Rekonstruktion der Ereignisse aus den vorhandenen Akten ist lückenhaft und darum notwendigerweise ungenau. Wie reagierten die andern Schülerinnen und Schüler? Wie handelten Lehrerschaft, Schulleitung und Direktion? Es überrascht kaum, dass die Aktionen von einer Minderheit der Schülerschaft ausgingen. Das ist in vergleichbaren Fällen immer so. Es gab die interessierten Mitläufer, es gab die Indifferenten, und es gab - um im Jargon zu bleiben – die Konterrevolutionäre, die ebenfalls Unterschriften sammelten und Schulleitung und Lehrerschaft gegenüber ihrer Zufriedenheit mit Schule und Unterricht Ausdruck gaben. Aus ihrem Kreis wohl wurden auch Schreckensmeldungen über die revolutionären Umtriebe nach aussen getragen, was umgehend zu geharnischten Anfragen besorgter Eltern an den Rektor führten. Dieser stand damit wie von selbst im Brennpunkt des Geschehens. Kaum hatte er den Neubau des Schulhauses zu einem guten Ende geführt, sah er sich beschimpft als Handlanger des Kapitals, als unfähig zu echtem Dialog mit den Schülern und als Verhinderer der freien Meinungsäusserung in seiner Schule. Die Eltern ihrerseits befürchteten eine Indoktrination ihrer Sprösslinge und eine Gefährdung des Unterrichts, sie mussten beruhigt und versichert werden, die Schulleitung habe ihre Schule im Griff.

Auch im Lehrerkollegium brachen Gegensätze auf. Hört man den Erzählungen über jene Tage zu, erhält man den Eindruck, eine kleine Ausgabe des Eisernen Vorhangs habe sich quer durch das doch so komfortable Lehrerzimmer des neuen Schulhauses gesenkt. Im Zentrum der Aufregung stand neben den beiden Geschichtslehrern der junge Französisch- und Philosophielehrer Hermann Hofer. Er wollte Ernst machen mit der Forderung, die Schüler zu kritischem Denken zu erziehen, und nicht zufällig entstammte ein Teil der Aktivistinnen und Aktivisten einer Klasse, in der er unterrichtete. Sein politisches Engagement wird fassbar in einem Beitrag, den er für die wohl nur in einer Ausgabe erschienenen „Unabhängigen Schülerzeitung des Freien Gymnasiums“ NB (wohl für Nota Bene) schrieb. Es ist eine leidenschaftliche Abrechnung mit der politischen Haltung seines Hausarztes zum Vietnamkrieg, der den Krieg als berechtigten Abwehrkampf gegen den Kommunismus legitimierte. „Haben Sie als Mensch und Vater sich je die Frage gestellt, ob die verstümmelten und gemordeten Kinder in Vietnam die Ihren sein könnten? Sind nicht sie die entscheidenden Gründe gegen diesen Krieg? Mein ‚maître‘ Sartre sagte einmal, dass ein einziges getötetes Kind ein wesentlicheres Problem sei als unsere ganze Zivilisation.“ Man dürfe zu dem Ungeheuerlichen, das da am vietnamesischen Volk geschehe, nicht schweigen, sonst mache man sich gerade durch dieses Schweigen und die dahinter stehende Indifferenz mitschuldig. Ein veritables „J'accuse“ liess Hofer hier auf den Arzt niederprasseln, das man als Christ durchaus auch als letztlich prophetischen Ruf zur Umkehr vernehmen konnte, auch wenn Hofer selbst wohl bewusst nicht theologisch argumentiert, sondern Voltaire, Marx, Fanon und Sartre als Zeugen anrief. Es war unvermeidlich, dass das Pathos des Textes die politisch Wachen unter den Schülern mitriss und einen Teil der Kollegen erschreckte, während andere doch nachdenklich wurden. Der Artikel wurde auch in einer Direktionssitzung besprochen. Hofer wurde als Lehrer in seinem Fach als überaus kompetent, aber auch sehr fordernd erlebt, deshalb verlegten sich seine Gegner in Schüler- und Lehrerschaft und bald auch unter den Eltern überforderter Schüler auf die Kritik an seinen Leistungsansprüchen, mit denen er die Jugendlichen konfrontierte. Diese Kritik, die harte Gegnerschaft einiger Kollegen und die in seinem Engagement zum Ausdruck kommende Verletzlichkeit brachten ihn in ernsthafte gesundheitliche Schwierigkeiten, die eine Beurlaubung vom Unterricht erforderlich machten. 1974 wurde er als Ordinarius für französische Sprache und Literatur an die Universität Marburg berufen, eine Ehre, die ihn und die Schule aus einer wohl für beide Seiten unhaltbar gewordenen Lage befreite. Im gleichen Jahr übrigens putschten junge Mitglieder des Ehemaligenvereins ihren Vorstand weg, was aber trotz offizieller Missbilligung ohne Folgen blieb.

Die Direktion musste sich natürlich auch mit den Geschehnissen befassen, was ihr nicht leicht fiel, da sie nur sporadisch im Haus zusammenkam und darum nicht immer auf dem Laufenden war. Ihre Verhandlungen erlebt man bei der Lektüre der Protokolle als geprägt durch Gelassenheit und Verständnis für die Bewegungen in der Schülerschaft. Die beiden Universitätstheologen, Johann Jakob Stamm und Martin Klopfenstein, warnten vor Überreaktion, sie waren abgehärtet von vergleichbaren Vorgängen an der Universität und als Väter von ebenfalls bewegten Kindern mit der ganzen Emotionalität vertraut. Mehr zu reden gab die „Causa Hofer“. Ein Direktionsausschuss suchte das Gespräch mit ihm, was wesentlich zu einer Entspannung der Situation beitrug. Weitere Abklärungen behielt sich die Direktion ausdrücklich vor, wurde der Pflicht durch die Berufung Hofers nach Marburg aber enthoben.

Interessant ist nun, wie die ganze Angelegenheit „nachbearbeitet“ wurde. In den verschiedenen Reminiszenzen kommen die Narben der Wunden zum Vorschein, welche die oft rüde Ausdrucksweise der Rebellen bei einigen geschlagen hatte. Von Lehrerseite ist kein Wort so oft zu vernehmen wie das vom missbrauchten Vertrauen. Auch das Klima des Kalten Krieges mochte zur Verhärtung der Verhältnisse beigetragen haben, man glaubte sich auf der

Seite der Guten, und jetzt erschien die eigene Jugend als eine Art fünfte Kolonne des ideologischen Gegners. Es setzte sich eine Art Sprachregelung durch, wonach die ganze Bewegung spätestens 1977 abgeebbt sei und dass die Gründe dafür hauptsächlich darin lägen, dass unter den Schülerinnen und Schülern wegen der Wirtschaftskrise ab Mitte der siebziger Jahre die Sorge um die berufliche Zukunft die Lust auf weitere Rebellionen gebremst habe. Ohne diese Sorge ganz in Abrede stellen zu wollen ist doch zu fragen, ob eine solche Erklärung nicht zu kurz greift. Die Gründe dafür, dass an den bernischen Gymnasien wieder Ruhe einkehrte, sind komplexer. Da ist zunächst auf grundlegende Wandlungen in der politischen Grosswetterlage im In- und Ausland hinzuweisen, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Jugendliche, die nach Mitte der siebziger und in den achtziger Jahren die Welt verändern wollten, gab es glücklicherweise immer noch, auch an unserer Schule. Sie kämpften, auch aus Sorge um ihre Zukunft, aber nicht unbedingt im Sinne eines materialistisch-wirtschaftlichen Fortkommens, für die Erhaltung einer lebenswerten Umwelt, für kulturelle Freiräume in Jugendzentren, gegen Rassismus und Apartheid, die Frauen für die Gleichberechtigung. Sie taten es ohne grossen ideologischen Überbau, da auf der einen Seite Marx und Lenin durch den real existierenden Sozialismus als Bezugsgrössen diskreditiert waren, ebenso der Kampf gegen das kapitalistische System durch den Terror der Baader-Meinhof-Bande, auf der andern Seite war auch der Bonus der USA als Befreier von der NS-Diktatur durch Vietnam, Chile, Watergate usw. aufgebraucht. Auch wenn diese neue achtziger Jugendbewegung ebenfalls ihre gewalttätigen Aspekte hatte und sich die Staatsgewalt da und dort zur Unbeherrschtheit provozieren liess, waren ihre Ziele doch mehrheitsfähig geworden und konnten in den Schulbetrieb integriert werden. Dies hatte wesentlich zu tun mit der Tatsache, dass in den Lehrerzimmern der bernischen Gymnasien ein Generationenwechsel stattgefunden hatte. Seit Anfang der siebziger Jahre waren die Achtundsechziger, wie wir sie der Einfachheit halber nennen wollen, zunächst als Hilfs-, nach Studienabschluss dann als Hauptlehrer an die Schulen zurückgekehrt. Sie waren an den Universitäten nicht nur fachlich ausgebildet, sondern auch im neuen antiautoritären Geist sozialisiert worden. Auch altersmässig war die Distanz zu ihren künftigen Schülerinnen und Schülern gegenüber ihren Vorgängern geschrumpft, das ihnen eingepfachte antihierarchische Denken trug seinerseits zur Annäherung bei. Auch bestandene Kollegen liessen sich vom neuen Geist anstecken. Einer von ihnen, Hanno Beriger, der Verfasser des geschichtlichen Überblicks in der Festschrift zum 125jährigen Jubiläum, der dort und als Lehrervertreter in der Direktion seinem Verständnis für die Rebellion durchaus Raum gibt, konstatiert denn auch, dass sich der Umgang zwischen Lehrern und Schülern nach dem Abflauen der Bewegung offener und natürlicher gestaltet habe. Aus der Rückschau werden natürlich vor allem die symbolischen Aspekte des Wandels sichtbar. Schon Fritz Graf hatte erstaunt festgestellt, dass er es selbstverständlich fand, dass im neuen Schulhaus das Lehrerpult nicht mehr auf einem Podest stand, von wo aus der Lehrer auf seine Schüler hinunterblicke. In Frisur und Kleidung glichen sich vor allem die männlichen Lehrkräfte immer mehr ihren Schülern an; der Vergleich von Kollegiumsphotos verschiedener Epochen der neueren Schulgeschichte ist dabei höchst aufschlussreich. Lehrkräfte, die noch unverdrossen in „Schale“ mit Krawatte vor ihre Klassen traten, wurden von den jungen Kollegen schon fast andächtig bestaunt. Völlig unbegreiflich schien nun, dass den Schülerinnen noch Mitte der sechziger Jahre ausser bei hochwinterlichen Schneeverhältnissen streng verboten war, mit Hosen bekleidet in der Schule zu erscheinen!

Als Fazit lässt sich festhalten, dass nicht schon mit dem Neubau, wie manche wohl gehofft haben dürften, sondern erst jetzt, nach einem langen Prozess gegen Ende des achten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts, das Freie Gymnasium seinen Übergang in die Moderne bewältigt hatte. Es war nach der Umwandlung der Lerberschule in ein normales Gymnasium mit anerkannter Maturität in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts und der finanziellen Rettung und inneren Festigung der Schule in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts der

dritte grosse Wandlungsprozess, den die Schule in ihrer Geschichte zu bestehen hatte. Wie gross der Anteil der Freigymner-Rebellen an diesem Wandel war, wird sich wohl nie messen lassen, es genügt die Feststellung, dass es sie gab, ja geben musste, wie an andern Gymnasien auch. Mit ihrem Erscheinen und ihrem lautstarken Auftreten gaben sie der Schulgemeinschaft zu verstehen, dass der Status der kleinen, sich bescheiden gebenden Privatschule den grossen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen genauso unterworfen war wie andere Institutionen auch. Beriger, der auch auf die längere Vorgeschichte der Unruhen eingeht, bezeichnet nicht zu Unrecht das Gymnasium als „Seismograph, der die leisesten Erschütterungen des geistigen Klimas anzeigt.“

5. 5. Die innere Erneuerung der Schule II

Es wäre nun verfehlt, die Erneuerung der Schule auf jene spektakulären Ereignisse zu reduzieren. Auch wenn im eigentlichen Fachunterricht bis Ende der achtziger Jahre wegen der ausgebliebenen gesamtschweizerischen Mittelschulreform kaum grundsätzliche Änderungen durchgeführt werden konnten, veränderten sich doch einige Unterrichtsinhalte: 1972 erhielt mit der Einrichtung eines Sprachlabors der moderne Fremdsprachenunterricht einen neuen Impuls. Die Mathematiklehrer hatten sich und ihren Unterricht seit 1980 mit der Informatik aufzurüsten, die Naturwissenschaften gewährten der Schülerarbeit in Form von Praktika einen viel grösseren Stellenwert, sie wurden auch besonders gefordert durch die grosse Bedeutung, die Ökologie und Umweltschutzthemen seit Ende der siebziger Jahre erhalten hatten. Im Geschichtsunterricht verlagerten sich die Akzente auf die moderne Geschichte, als neues Maturfach etablierte sich 1981 Wirtschaft und Recht. Verkehrsunterricht, Gesundheitserziehung, Behandlung von Sucht- und Drogenproblemen, später auch von Aids verlangten gebieterisch ihren Raum im Unterricht schon auf der Unterstufe, wo auch Werk- und Hauswirtschaftsunterricht sinnvoll platziert werden mussten.

Innovativ zeigten sich Schulleitung und Kollegium mit der Einführung von Wahlfachkursen für die Sekunden und Primen im Jahre 1968. Sie hatten den Zweck, den Schülerinnen und Schülern erstens eine bescheidene Wahlmöglichkeit zu eröffnen, zweitens ihnen Gelegenheit zu bieten, in kleinen Arbeitsgruppen ein Thema selbständig zu bearbeiten, das drittens im übrigen Fachunterricht nicht behandelt oder keinem traditionellen Fach zugeordnet werden konnte und viertens vom Notendruck befreit war. Wie nachhaltig diese Neuerungen waren, zeigt sich unter anderem daran, dass die staatlichen Gymnasien im Rahmen einer Oberstufenreform ähnliche Erweiterungen ihres Unterrichtsangebotes einführten, sowie daran, dass die Neuausrichtung der Maturlehrgänge im Rahmen des Maturanerkenntnisreglements (MAR) den Wahlbereich im Fächerangebot durch die Einführung einer Vielzahl von Schwerpunkt- und Ergänzungsfächern seit den neunziger Jahren kräftig erweitert hat. Es trägt zur Attraktivität des Unterrichtsangebots der Schule wesentlich bei, dass trotz MAR die ursprüngliche Idee der Wahlfächer in die heutigen Optionsfächer hinübergerettet werden konnte.

Institutionalisiert wurden ausserhalb des Fachunterrichts die Landschulwochen auf der Unterstufe seit 1965 und der zweiwöchige Landdienst in den Tertian. Fester Bestandteil des Schullebens bilden seit 1948 die Besinnungs-, Arbeits- oder Studienwochen, die im Laufe der Jahre thematische, methodische und organisatorische Veränderungen erlebten und aus unserem Schulleben nicht wegzudenken sind (s. S....) Nicht zu missende Höhepunkte bilden zum Abschluss der gymnasialen Ausbildungszeit die so genannten Prima- oder Maturereisen, auf deren bescheidenen Anfänge in den dreissiger Jahren bereits hingewiesen worden ist. In ihnen verbinden sich ein kultureller Bildungsauftrag mit dem Gruppenerlebnis einer Klasse, die sich bewusst wird, dass die anstrengenden, aber auch schönen Jahre des gemeinsamen Schullebens bald der Vergangenheit angehören werden (s. S.).

5. 6. Das 125-Jahrjubiläum 1984

Im Orwelljahr 1984 durften Lehrerschaft, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Ehemalige und Freunde des Freien Gymnasiums den 125. Geburtstag ihrer Schule feiern. Er fiel in eine gute Zeit der Schulgeschichte: Die Schule florierte und hatte sich im Neubau prächtig entwickelt. Sie war als einzige Privatschule des Kantons mit eidgenössisch anerkannter Hausmatur eine feste Grösse in der bernischen Bildungslandschaft, die Konkurrenz zu den staatlichen Gymnasien war gerade so stark, dass sie der eigenen Profilierung Genüge tat, aber bei weitem nicht so bedrohlich, dass sie die neu errungene Partnerschaft mit dem Staat hätte gefährden können. Die Feierlichkeiten umfassten neben dem eigentlichen Festakt mit Reden und musikalischer Umrahmung eine ganze Reihe von weiteren Veranstaltungen, die der Öffentlichkeit einen Einblick in das „Unternehmen“ Freies Gymnasium gewähren sollten. Das alles bedeutete natürlich einen erheblichen Zusatzaufwand nicht nur für die Lehrerschaft, sondern auch für das Sekretariat mit den Damen Sonja Hasler, Alice Stucki und Margrit Trumpf, wie auch für das Hauswartsehepaar Grunder. Eröffnet wurde der Reigen der Festivitäten mit einem Gottesdienst im Münster am 18. März und einem Konzert daselbst am 20. März, wo ein aus Schülern und Ehemaligen gebildeter Chor unter der Leitung Hans Gafners Händels „Messias“ zur Aufführung brachte. Ein Freigymmerfest am 15. Juni, ein Sport- und Spieltag am 28. August, eine Sonntagsmatinee für die Eltern unter der Leitung von Pfr. Walter Friedemann und eine eindruckliche Darbietung von Max Frischs Theaterstück „Andorra“ durch die Schülertheatergruppe in der Inszenierung von Jürg Strahm, Christoph Grädel und Peter Senn Anfang Dezember bleiben als Wegmarken des Jubiläums allen, die sie erlebten, in guter Erinnerung. Sehr originell war ein Jubiläumslauf mit Martin Gilomen als Spiritus Rector, bei dem eine Schülerstafette vom Weyermannshaus ins Brückfeld in den Disziplinen Schwimmen, Radfahren, Rollschuhlaufen, Stelzenschreiten und Laufen sich mit dem bekannten Langstreckenläufer Bruno Lafranchi mass, der die ganze Strecke zu Fuss zurücklegte und knapp gewann. Fritz König erarbeitete in einem Wahlfachkurs eine Tonbildschau über die Gründerzeit der Schule, die an zwei Veranstaltungsabenden vorgeführt wurde. Auch die Ehemaligen leisteten ihren Beitrag zum Gelingen des Festjahres: Peter Senn veranstaltete eine beachtete Ausstellung unter dem Titel „Ehemalige zeigen Werke ihres künstlerischen Schaffens“, an der zwölf Künstlerinnen und Künstler repräsentative Bilder oder Plastiken ausstellten. Andere boten an Aulaabenden Einblicke in ihre Tätigkeit, sei es in Form von Musik oder Film, oder beteiligten sich an einem von Ulrich Roth organisierten Fotowettbewerb mit Schulmotiven.

Eine gediegene, durch Walter Friedemann, Anton Mächler und Jürg Strahm, den damaligen Herausgebern der Hauszeitschrift „Weg und Ziel“, zusammengestellte Jubiläumsschrift fand gute Resonanz bei einem weiteren Publikum. Beiträge dazu leisteten der Erziehungsdirektor Henri-Louis Favre mit einem Grusswort, der damalige Direktionspräsident Pfr. Peter Wyss, Hanno Beriger, Rektor Edwin Sager und ehemalige Schülerinnen und Schüler. Ansprechend war nicht nur der Inhalt, sondern auch die Gestaltung der kleinen Schrift, die durch Dokumente aus der Schulgeschichte, wertvolle Statistiken und Bildmaterial in nützlicher Weise ergänzt und aufgelockert wurde.

Der eigentliche Festakt fand am 7. September um in der Aula statt. Es sprachen Prof. Robert Leuenberger, ein Ehemaliger mit Maturjahrgang 1937, Dr. Andreas Marti von der Erziehungsdirektion und Pfarrer Peter Wyss, der Direktionspräsident. Umrahmt wurde die Feier durch Musik von Christian Henking, einem ehemaligen Schüler (Mj. 1981). Peter Wyss gedachte in seiner Rede eines Traumes, in dem ihm ein Baum erschienen war, der durch den Boden des Freien Gymnasiums in die Höhe wuchs und auf dessen Ästen Schüler, Lehrer und Rektor sassen, wippten und sangen. Er spann dann den Faden weiter zu verschiedenen Bedeutungen, welche die Baummetapher als Symbol des Lebens wachrief. „Und nun erfüllt es uns mit Dankbarkeit, dass es dem Freien Gymnasium durch 125 Jahre hindurch immer

wieder ermöglicht wurde, ein Haus des weiten Raumes, ein Haus der hellen, erhellenden und verstehenden Rede, ein Haus des Lebens zu sein, ermöglicht von dem, der die Tage seines Volkes werden lassen will wie die Tage eines Baumes“. In Vertretung des erkrankten Erziehungsdirektors Favre überbrachte Andreas Marti die Grüsse der Berner Regierung. In seinem Tour d’horizon umriss der ehemalige Bieler Gymnasialrektor aktuelle Probleme der schweizerischen Gymnasiumslandschaft. Beruhigt durfte die Festgemeinde die Zusicherung vernehmen, dass sich die Bildungsverantwortlichen des Kantons glücklich schätzten, mit dem Freien Gymnasium gute Beziehungen zu pflegen. Marti stellte fest, dass im Unterrichtswesen auf allen Stufen zwar faktisch ein staatliches Monopol herrsche, dass aber weder Bundes- noch Kantonsverfassung juristisch ein solches vorsähen. Es gelte vielmehr das Prinzip der Unterrichtsfreiheit und der Freiheit der Errichtung von Privatschulen. „Privatschulen haben dann eine sinnvolle Funktion, wenn sie das öffentliche Angebot ergänzen, Eltern und Jugendlichen eine echte Alternative zur staatlichen Schule anbieten und – was ich als vielleicht wichtigste Funktion bezeichnen möchte – wenn sie die Chance eigener Initiative und Gestaltungsfreiheit zu Ausbildungsformen und Methode nützen, die in öffentlichen Schulen nicht oder nur unter erschwerten administrativen und zeitlichen Abläufen praktiziert werden können.“ Die eigentliche Festansprache hielt der Theologieprofessor Robert Leuenberger. Er knüpfte an die Aufführung von Händels „Messias“ und Frischs „Andorra“ an, in denen junge Menschen trotz aller Fremdheit zwischen den beiden Werken sich in einem hohen Masse zu Hause fühlen könnten. Gemeinsam sei beiden Werken, dass sie eine Botschaft hätten, beide aber auch einen Bezug zur Schulgeschichte: „Zu deren Beginn steht ein, wie es uns heute scheint, hochgemutes christlich-humanistisches Bekennen gegen den Geist der Aufklärung, heute dagegen der sehr viel schwieriger, aber auch selbstkritischer gewordene Versuch, seinen christlichen und humanistischen Standort beizubehalten und ihn in moderner Sprache neu zu definieren.“ Humorvoll-kritisch ging er auf die Zerreihsproben im Leben eines christlichen Gymnasiums ein hin- und hergerissen zwischen dem Einsatz für Händel und Frisch einerseits und der Notwendigkeit von Zeugnisnoten andererseits. Man höre davon, das Evangelium habe das Gesetz gebrochen, „jedoch im christlichen Schulalltag herrschen ungebrochen die Gesetze des Stundenplans und, was schwerer wiegt, die der Promotionsordnung.“ Diese an sich banalen Konflikte seien Abbild des alltäglichen Ringens des christlichen Gymnasiums: der Konflikt zwischen Glauben und Schulwirklichkeit, zwischen Evangelium und Gesetz. Von da führe dann der Weg oft in die Skepsis gegen die Tragfähigkeit der westlichen, christlichen Bildungswelt. Ausgehend von Theodor von Lerbers Bildungsverständnis spannte er den Bogen von der Notwendigkeit der Strenge im Denken und der Strenge gegen sich selbst zu den Möglichkeiten und Grenzen der zeitgenössischen christlichen Schule. „Eine Schule, die nicht streng bei der wissenschaftlichen Sache bleibt, gewährt ihren Schülern auch nicht das, was von Lerber die Behaglichkeit nennt, nämlich die geordnete Freiheit, in welcher die Gedanken wachsen können und wo die Wahrheit, die in einer Sache liegt, zu sich selber kommen kann.“ Es werde immer schwieriger, die Grenze zwischen Freiheit und Unfreiheit, zwischen Christlichkeit und Unchristlichkeit zu bestimmen. Es brauche Mut, die freien Räume mitten in all den Sachzwängen immer wieder neu zu entdecken und in ihnen zu leben. Die christliche Freiheit werde allerdings nur entdecken können, wer an ihre Möglichkeit glaube und sie für wirklicher halte als alle Sachzwänge, denen man in der Regel viel zu früh das Feld räume. Über den Sinn der Schole kam der Referent zum christlichen Sinn einer christlichen Schule, der ja nicht darin bestehe, die Schüler zum Glauben zu bekehren, sondern sie in Freiheit christlichem Glauben begegnen und in Freiheit sie ein Stück christlichen Lebens erfahren zu lassen. Welche Rolle christliche Freiheit in seiner eigenen Schulbiografie spielte, schilderte Leuenberger an einem Erlebnis mit seinem damaligen Physiklehrer, dem geschätzten Rudolf Huber, der, selbst passionierter Musiker, ihm eine wegen seines exzessiven Klavierspiels in die Tiefe gerutschte Physiknote nach oben korrigierte: Diese Episode habe auch etwas zu sagen, was das Thema christliche

Freiheit betreffe: „Dass es nämlich an einer christlichen Schule vielleicht ein wenig besser als anderswo möglich sein sollte, einen Schüler dort ernst zu nehmen, wo er etwas ernst nimmt und wo er selbst ernst genommen sein will. Denn wo einer etwas ernst nimmt, da ist er dann auch vor Gott und Menschen zu behaften und von dort aus können seine Kräfte wachsen.“

6. Kurs halten in Zeiten der Wende – das Freie Gymnasium 1989 – 2007

6. 1. Urs Zürcher - ein neuer Rektor vor neuen Herausforderungen

Nach 27 Jahren Tätigkeit als Rektor trat Edwin Sager im Jahre 1988 von seinem anspruchsvollen Amt zurück und ging in den wohlverdienten Ruhestand. An der Schuljahresschlussfeier vom 25. März 1988 würdigten die damalige Erziehungsdirektorin, Leni Robert, und Direktionspräsident, Peter Wyss, den abtretenden Rektor. Mit grosser Genugtuung vernahm Edwin Sager von der Erziehungsdirektorin Aussagen wie: „Der Staat ist auf die Privatschulen angewiesen,“ „die Privatschulen haben die Chance, individuelle Lösungen anbieten zu können – pädagogisch, aber auch weltanschaulich. Sie haben ferner die Möglichkeit, rascher und flexibler zu reagieren auf Wandlungen, auf Änderungen in der Gesellschaft, die Reaktionen in der Schule notwendig machen. Das ist die grosse Chance der Privatschulen, und es ist auch eine Chance für den Staat, der Privatschulen unterhält oder mindestens zulässt.“ Sie lobte den abtretenden Rektor als engagierten Schulmann, der das Gesicht, den Geist der Schule entscheidend geprägt habe, und dankte ihm als Mutter – sie hatte einen Sohn das Freie Gymnasium durchlaufen lassen - und Erziehungsdirektorin herzlich für sein Wirken. Peter Wyss würdigte seinerseits Edwin Sagers berufliches Ethos mit einem Zitat des römischen Satirikers Juvenal: „Maxima debetur puero reverentia“. Für Sager seien die ihm anvertrauten jungen Menschen keine verkleinerten oder defekten Erwachsenen gewesen, sondern stets Menschen eigenen Rechts und eigener Würde. Besondere Anerkennung zollte er Sagers sorgfältigem Umgang mit der Sprache, und dankte ihm in Anlehnung an Senecas „Gaudeo discere ut doceam“ für seine beispielgebende Freude am Lernen und Weitergeben.

Der scheidende Rektor blickte in seiner Abschiedsrede zurück auf sein Leben in politisch bewegten Zeiten und auf sein siebenundzwanzigjähriges Wirken an seiner Schule, in dessen Verlauf er rund 2000 Schülerinnen und Schülern begegnet war. Ausführlich referierte er noch einmal die Grundzüge seines Menschenbildes, die ihn als Lehrer und Rektor geleitet hatten, und ahnungsvoll fragte er sich und sein Publikum: „Wir stehen mitten in einer von Krisen gezeichneten Epoche. Wie lange kann das noch so weitergehen? Sind wir an einer Zeitwende angelangt? Es stellt sich gar schon die bange Frage: Wende oder Ende?“ Wie nahe die weltpolitische Wende war, ahnte damals niemand. Zum Schluss hiess er seinen Nachfolger Urs Zürcher als Kapitän und Steuermann an Bord des Schulschiffes willkommen. Diesem oblag es nun in den folgenden zwei Jahrzehnten auf der Kommandobrücke des Freien Gymnasiums, den Kahn zwischen den von verschiedenen Strömungen auf dem Meer der eidgenössischen und kantonalen Bildungspolitik herangetriebenen Eisbergen auf Kurs zu halten. Mit einer zweitägigen Reise in Edwin Sagers Ostschweizer Heimat verabschiedete sich Kollegium und Rektor voneinander.

Mit Edwin Sager ging nicht nur eine von Erfolgen geprägte Epoche in der Geschichte des Freien Gymnasiums zu Ende, sondern allgemein eine Ära im bernischen gymnasialen Schulwesen. Die Zeit der gleichsam imperialen Rektorenfiguren, zu denen auch Edwin Sager zählte, bei aller ihn auszeichnenden persönlichen Bescheidenheit, die mit starkem pädagogischem Gestaltungswillen ihre Schulen geprägt, und – immer natürlich im Dienst der Sache – weitgehend unangefochten geführt hatten, war abgelaufen. Nach dem Empire war

jetzt an den bernischen Gymnasien die Ära des Bürgerkönigtums an der Reihe. Dies hatte mit den Männern und ersten Frauen, die sich für das schwierige Amt eines Rektors zur Verfügung stellten, wenig, mit geändertem Zeitgeist und verstärktem Einflussbedürfnis von Politik, Wirtschaft und Verwaltung umso mehr zu tun. Ähnlich wie die geopolitische Lage in der Epoche des Kalten Krieges mit erster, zweiter und dritter Welt und ihren klaren Zuordnungen von gut und böse, war die bernische Bildungslandschaft im Bereich der höheren Mittelschulen bis Ende der achtziger Jahre recht übersichtlich gewesen: Es gab die grosse Welt der städtischen Gymnasien und, ihnen partnerschaftlich an die Seite gestellt, die kleine Welt der privaten Institute, unter denen das Freie Gymnasium dank staatlicher Subventionen und eidgenössisch anerkannter Hausmatur einen Sonderstatus einnahm. Innerhalb dieser gymnasialen Welt war man sich der Reformbedürftigkeit der Institution Gymnasium unter dem Schlagwort „Mittelschule von morgen“ wohl bewusst, aber Reformschritte blieben der einzelnen Schule überlassen. Diesen Erneuerungsspielraum nutzten Schulleitung und Lehrerschaft des Freien Gymnasiums mit grossem Einsatz und Sinn fürs Machbare. Die dritte, ebenfalls grosse Welt der weiteren Berufsschulen wie Lehrerseminare, kaufmännische und gewerbliche Mittelschulen lag ausserhalb des gymnasialen Interessehorizontes.

Mit dem Beginn der Ära Zürcher wurde diese recht einfach strukturierte Gymnasiumslandschaft komplexer: Das Quadrivium der Maturtypen A, B, C und E (bezüglich Wirtschaftsmatur hatte das Freie Gymnasium erst in den achtziger Jahren nachgezogen) wurde erweitert durch den neusprachlichen Typus D. Neu sollte das Gymnasium vier statt dreieinhalb Jahre ab Tertia dauern und der Schuljahresbeginn wurde vom Frühjahr auf den Spätsommer gelegt. Die Folge war ein Langschuljahr, welches für Lehrkräfte und Schülerschaft mit zusätzlichen sinnvollen Inhalten zu füllen war. Einige Zeit später beschloss der Kanton, das Schulmodell 6/3 einzuführen, so dass das Freie Gymnasium die 4. Primarklasse aufgeben und neue Lehrpläne für die 5. und 6. Primarklasse schreiben musste. Diese hiessen nun Vorbereitungsklassen, während das Untergymnasium aus Sexta, Quinta und Quarta bestand. 1997/98 wurde eine nächste Reformrunde eingeläutet, mit dem grossrätlichen Beschluss, die gymnasiale Ausbildungsdauer von vier auf drei Jahre zurückzufahren, was erneut intensive Lehrplanarbeit bedingte, da trotz der Verkürzung die Maturandinnen und Maturanden selbstverständlich weiterhin zur Universitätsreife geführt werden mussten. Während einiger Jahre wurden also an allen bernischen Gymnasien zwei Lehrpläne parallel unterrichtet, auch, weil die Eidgenossenschaft unterdessen die Maturitätslehrgänge einer gründlichen Revision unterzogen hatte. 2001 absolvierten die letzten Oberprimanerinnen und Oberprimaner des Kantons die letzte Maturaprüfung nach der alten Verordnung und die ersten Primanerinnen und Primaner die erste nach dem neuen Maturitätsanerkennungsreglement. Dieses setzte sich unter anderem zum Ziel, mit der Einführung von so genannten Schwerpunkt- und Ergänzungsfächern den Gymnasiastinnen und Gymnasiasten mehr Wahlmöglichkeiten zu eröffnen. Gleichzeitig sollte mit der notenmässigen Zusammenlegung der Fächer Biologie, Chemie und Physik zum Maturfach „Naturwissenschaften“ und von Geschichte und Geografie zu „Geistes- und Sozialwissenschaften“ dem hehren Ziel der Interdisziplinarität zum Durchbruch verholfen werden. Die dadurch erhofften Erkenntnisfortschritte liessen sich aber nicht nachweisen, dafür traten die Nachteile umso offener zu Tage. Druck von Seiten der Universitäten erzwang die Entflechtung dieser Fachbereiche im Rahmen einer Revision des MAR, das erstmals für die Maturprüfungen 2010 gilt.

Unterdessen war auch die Lehrerbildung im Kanton Bern auf eine völlig neue Grundlage gestellt und die früheren Lehrerseminarien in Maturitätsschulen umgewandelt worden. Im kantonalen Parlament befürchteten nun vorab bürgerliche Abgeordnete ein zu starkes Auseinanderdriften der vielen gymnasialen Ausbildungsgänge, worauf verfügt wurde, die

Lehrpläne der Gymnasien seien zu revidieren und fächerweise zu vereinheitlichen. Die Lehrplanarbeit musste von vorne beginnen. All dies brachte viel Bewegung, ab und zu auch Unruhe ins Bildungswesen, die bisweilen ungeahnte Kreativität entfachte, gelegentlich aber kontinuierliches Unterrichten stark erschwerte. Urs Zürcher wusste um die damit verbundenen Nöte seines Kollegiums und tröstete mit dem Hinweis, dass es sich beim Bildungswesen um eine Dauerbaustelle handle, auf der Vollkommenheit nicht zu erlangen sei.

Der Umbau der gymnasialen Bildungslandschaft verlangte vom neuen Rektor überdurchschnittlichen Einsatz für Koordinations- und Managementaufgaben. Nicht vergessen darf man bei alledem, dass das ganze Reformschauspiel vor dem Hintergrund einer grossen Finanzkrise ablief, der man seitens der Regierung und des Parlaments mit einer rigorosen Sparpolitik beizukommen versuchte. Diese bekamen die freien Schulen zu spüren, und auch wenn ihre Subventionierung nicht in Frage gestellt wurde, mussten doch Schulleitung und Vorstand härter als in den guten Jahren um jeden Subventionsfranken kämpfen. Als das finanzpolitische Klima frostiger wurde, forderte zudem der Unterhalt des mittlerweile ein Vierteljahrhundert alt gewordenen Gebäudes seinen finanziellen Tribut, den die Schule ohne staatliche Hilfe zu entrichten hatte.

Mit Urs Zürcher war ein neuer Typus Schulmann an die Spitze der Schule getreten. Gymnasiallehrer für Wirtschaftsfächer, war er aber vor Amtsbeginn nicht an einem Gymnasium tätig gewesen; auch entstammte er nicht dem Milieu der evangelischen Schulen, hatte also nicht den „Stallgeruch“ wie einige seiner Vorgänger, die dazu fast alle entweder Theologen oder Geisteswissenschaftler gewesen waren. Es war daher ein kluger Entscheid des neuen Rektors, die Rektoratskommission als Führungsinstrument wieder ins Leben zu rufen. Zu ihr gehörten der Rektor, der Prorektor, der Hauspfarrer (gleichzeitig auch Hausvorstand!) und je ein Lehrer der Unter- und Oberstufe, die vom Kollegium gewählt wurden. Über die Anpassungsschwierigkeiten bei seiner Amtsübernahme berichtet Urs Zürcher: „Der neue Rektor meinte von seiner früheren Arbeit als Prorektor an einer anderen Schule her zu wissen, welche Arbeitslast auf ihn zukommen werde; er war sich aber nicht genügend bewusst, dass eine Privatschule wie das Freie Gymnasium in gewissen Bereichen andere Bedürfnisse hat. So hat es sich gezeigt, dass öfter als erwartet persönliche Besprechungen mit Eltern nötig waren. Im Laufe des Langschuljahres (April 1988 – Juni 1989) führte der Rektor ungefähr dreihundert Gespräche mit Eltern. Etwa ein Drittel dieser Gespräche wurden mit Eltern von Freigymelern geführt; etwa zwei Drittel waren Beratungsgespräche mit Interessenten.“ Im „Weg und Ziel“ vom Dezember 1991, welches den anstehenden Neuerungen im Bereich der gymnasialen Ausbildung gewidmet war und Beiträge verschiedener Bildungsfachleute enthielt, äusserte sich Urs Zürcher zum Standort des Freien Gymnasiums. Er hob hier vor allem die Stärken seiner Schule hervor, die er u.a. in einem besonderen Geist verortete, den Lehrer- und Schülerschaft noch weit über die eigene Schulzeit hinaus präge und verbinde und der auch von aussen wahrgenommen werde.

Lässt man die Regentschaft Urs Zürchers Revue passieren, so staunt man, wie viel Neues auch während seiner Amtszeit zustande gekommen ist. Neben den Neuerungen, die er selber in Gang setzte, nahm er manch andere wohlwollend auf und machte sie sich zu eigen. Einige seien hier aufgezählt: die Wiederbelebung der Schülerorganisation, den Semesterwechsel an Weihnachten, die Einführung der Fünftageswoche, die Einführung der sogenannten 20-Minutengespräche, die Ermöglichung von Sprachkursen in Edinburg, von Austauschprogrammen mit Saint-Maurice und Nürnberg, von Naturschutztagen in der Quarta, die „Besondere Förderung Musik“ und – nicht mehr wegzudenken den Auf- und Ausbau einer modernen, von der ganzen Schulgemeinschaft gleichermassen nutzbaren

Computerinfrastruktur, die Anton Mächler, assistiert von Marc Meyer, mit grosser Fachkompetenz bereit stellte. Unter Urs Zürchers Rektorat wurde die erste Schulkonvention formuliert, nicht unwichtig in einer Zeit, in der auch Schulen sowohl als Produzenten von Bildung als auch als Produzenten anderer Güter auf einem Markt auftreten und dort ihren „brand“ zu markieren haben. Verwandten Zielen diente auch die Einführung und Fortsetzung eines Qualitätssicherungssystems, wie es sich in Wirtschaft und Verwaltung längst durchgesetzt hat.

Eine anspruchsvolle Aufgabe stellte die Ausarbeitung eines Fremdsprachenkonzepts zur besonderen Förderung fremdsprachlicher Kompetenz der Schüler dar. Da das Freie Gymnasium als kleine Schule keinen französisch- oder englischsprachigen Maturlehrgang anzubieten vermag und zudem dem Deutschunterricht in allen Fächern erste Priorität zukommen soll, beschloss man, in den Realfächern fremdsprachige Unterrichtssequenzen einzubauen, um Schülerinnen und Schülern Gelegenheit zu geben, sich mit anderssprachigen Fachinhalten auseinanderzusetzen, wie es an jeder Universität als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Neben der Förderung der Muttersprache Deutsch gehört weiter die gleichwertige Behandlung von Französisch und Englisch. In beiden Sprachen bietet die Schule Möglichkeiten zur Vorbereitung auf internationale Sprachdiplome (Cambridge Exams, DELF) an und erarbeitet mit den Schülern und Schülerinnen das Europäische Sprachenportfolio (ESP). Abzuwarten bleibt, ob die Einrichtung einer sogenannten Sprachbar, an der sich Schüler und Sprachlehrkräfte zu zwangslosem Gespräch in einer modernen Fremdsprache nach dem Unterricht treffen können, Bestand hat.

Eine recht grosse Herausforderung bedeutet für Schüler und Lehrkräfte auch der Blockunterricht in den beiden letzten Schuljahren des Gymnasiums, der Gelegenheit bietet, grössere zeitintensive Themen an einem Stück zu behandeln. Schülerinnen und Schüler lernen darin, sich halbtagesweise in ein Stoffgebiet zu vertiefen, was erhöhte Anforderungen an die Vorbereitung und Gestaltung des Unterrichts stellt.

Intensiviert wurde in den beiden letzten Jahrzehnten die Elternarbeit. Von der 5. bis zur 10. Klasse findet in jedem Schuljahr unter der Leitung der Klassenlehrkraft und im Beisein des Prorektors ein Elternabend statt. Die alljährlich durchgeführten 20-Minutengesprächsabende haben sich im Schuljahreskalender fest etabliert. Eltern und ihre Kinder können sich dort nach Bedarf mit den Lehrkräften zu einem Gespräch über Probleme in Schule und Unterricht treffen. Es hatte sich gezeigt, dass die Elternabende als Gefäss zur Besprechung persönlicher Schwierigkeiten im Unterricht nicht geeignet waren. Auch die Präsentation der Maturarbeiten wird bewusst als öffentlicher Anlass durchgeführt, an dem die Eltern im Publikum Gelegenheit haben, ihre Kinder als Vortragsredner zu erleben und sich von ihren Fortschritten zu überzeugen.

Ein Dauerthema geblieben ist der Anspruch, eine Schule auf der Grundlage des Evangeliums zu sein. Es ist schwierig, davor nicht zu kapitulieren, besonders in einer Zeit, in der das religiöse Bekenntnis in den privatesten Bereich zurückgedrängt worden ist und dort gefälligst zu bleiben hat. Die Fahne, die Schulgründer von Lerber seinen Nachfolgern übergab, ist längst zum Wimpel geschrumpft. Dennoch treibt das Thema die Schulgemeinschaft gelegentlich um und sie versucht, dem Auftrag mindestens ein klein wenig nachzukommen. Allen ehemaligen und gegenwärtigen Schülerinnen und Schülern vertraut sind nach wie vor die fünf ersten Minuten jedes Schultages. Das Gebet hat, Irrtum vorbehalten, in diesem Rahmen wohl schon die Hundertjahrfeier der Schule kaum überlebt. Einige Aufrechte singen noch ein Lied, aber auch das Singen kämpft mit der Schwindsucht. Glücklicherweise kann man seinen Unterricht mit einer gesangsbereiten Klasse beginnen oder sich zur Gitarre begleiten lassen.

Eine „Mattinata“ genannte kleine Liedersammlung liefert den Unentwegten Ideen und Vorlagen. Die Schulgemeinschaft trifft sich ferner regelmässig in der Aula zu Quartals- und Semestereröffnungen, die im Schulleben einen grossen Stellenwert haben und dementsprechend sorgfältig vorbereitet werden. Ergänzt werden sie durch eine Neuerung in Form eines monatlich stattfindenden Wochenschlusses am Freitag. In der Adventszeit findet sich die Schulgemeinschaft zur Adventsfeier im Rahmen eines Gottesdienstes zusammen. Auch die Tatsache, dass die Schule nach wie vor den nicht konfessionell gebundenen obligatorischen Religionsunterricht pflegt und mit seiner Durchführung einen Theologen betraut, zeigt, dass sie gewillt ist, an der evangelischen Grundlage festzuhalten. Das Amt eines Schulpfarrers steht in der Herausforderung, nicht zum Alibi zu verkommen, an das man „das Christliche“ bequem auslagern kann, eine Gefahr, die schon Fritz Graf in den Reformdiskussionen der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts beschworen hatte.

Urs Zürcher war während seiner Amtszeit gewillt, wenn nötig auch bei sich selber anzusetzen, wenn Veränderungen anstanden. Nicht immer war das Kollegium, gross und heterogen geworden, leicht zu führen. Als Angehöriger der kritikfreudigen Achtundsechziger Generation war der Rektor sich wohl bewusst, dass er es nicht allen recht machen konnte. Gelegentlich prallten die gegensätzlichen Auffassungen über den im Freien Gymnasium einzuschlagenden Weg heftig aufeinander. Auch aus diesem Grund war er bereit, die Schulleitung neu zu strukturieren, indem er sie durch die Schaffung von zwei Prorektoraten erweiterte und die Prorektoren in die pädagogische Führung der Schule einband. Kooperatives Führen war zeitgemäss geworden, und Urs Zürcher lebte es.

6. 2. Schola semper renovanda

6. 2. 1. Die Renovation der Bibliothek 1995

Eine Baustelle war nach dem Neubau geblieben: Die Bibliothek hatte aus finanziellen Gründen nicht mehr wie gewünscht ausgebaut werden können. Zwar hatte man in weiser Voraussicht den dazu nötigen Raum ausgespart und ihn richtigerweise neben den Zugängen zur Aula und zur Mensa ins Zentrum des Hauses gestellt, doch für viel mehr reichte es nicht. Die dort wirkenden Bibliothekare taten dennoch ihr Möglichstes, um einen geordneten Bibliotheksbetrieb aufrecht zu erhalten. Auf Initiative des damaligen Bibliothekars Roland Brunner ging nun die Bibliothekskommission im Jahre 1990 daran, die bibliothekarischen Fragen grundsätzlicher anzugehen. Andere Bibliotheken wurden besucht, Fachleute zur Beratung beigezogen und Konzepte entworfen. Der vorhandene Raum, so erkannte man rasch, würde für eine Neugestaltung genügen. Das Hauptproblem allerdings, die Frage der Finanzierung, war noch offen. „Es war die Zeit der grossen Sparrunden der kantonalen Verwaltung und damit auch der Erziehungsdirektion; wir erkannten, dass mit Hilfe einer Subventionierung im bisherigen Ausmass jedenfalls im laufenden Jahrtausend keine neue Bibliothek mehr entstehen könne“. Mit diesen Worten umriss Rektor Urs Zürcher die Ausgangslage. So erinnerte man sich an die erfolgreiche Sammelaktion, die man vor einem Vierteljahrhundert für den Neubau lanciert hatte. Die beiden Lehrer Jürg Strahm, er hatte bereits bei der ersten Sammelrunde mitgewirkt, und Christop Grädel, liessen sich für die Sammlung in die Pflicht nehmen. Als ehemaligen Schülern und langjährigen Lehrern am Freien Gymnasium kam ihnen dabei zustatten, dass sie über ein weit gespanntes Netz von Beziehungen zu Ehemaligen, zu Freunden und Gönnern der Schule verfügten. Dank ihrem unermüdlichen Einsatz und der Grosszügigkeit einiger hundert Spenderinnen und Spender konnte die vollständige Finanzierung und längerfristige Absicherung der neuen Bibliothek erreicht werden. Allen, die damals dabei waren, ist sicher noch das grosse Spendenthermometer vor Augen, das damals in der Eingangshalle der Schule über den Stand

der Finanzierung orientierte und schliesslich 600'000.- Franken anzeigte. Die Bibliothek wurde als Präsenz- und Arbeitsbibliothek, nicht als Ausleihbücherei konzipiert. Durch die Einrichtung von drei PCs und die Anschaffung von CD-, Tapedeck- und Videogeräten wurde die Bibliothek sogar zur Mediothek, die von einer teilzeitlich angestellten Bibliothekarin betreut wird. Ein elektronisches Sicherungssystem mahnt Benutzerinnen und Benutzer gegebenenfalls daran, dass Menschen auch vergessliche Wesen sein können.

6. 2. 2. Aussenrenovation und Erweiterung der Bibliothek 2002

In den Jahren nach dem Bezug des neuen Schulhauses wurde klar, dass das Gebäude, obwohl schützenswertes Architekturmonument, ein Mahnmal der Hochkonjunktur war, als man von unerschöpflichen Erdölvorräten und niedrigen Energiekosten ausgegangen war. Die Erdölkrise der 1970er Jahre und später der Reaktorunfall von Tschernobyl zeigten aber nun die Verletzlichkeit des Energieversorgungssystems, und so wurde die schlechte Isolation der Gebäudehülle immer mehr zum Problem. Sämtliche Benutzer erlebten sommers und winters die Folgen der geringen Beachtung, die man der Isolation und dem Wärmehaushalt beim Neubau geschenkt hatte. Auch andere Teile des Gebäudes zeigten Verschleiss Spuren, was dazu führte, dass nach dem Rücktritt von Prorektor Markus Hügi seinem Nachfolger Anton Mächler in der Person von Walter Friedemann ein Hausvorstand an die Seite gestellt wurde, der sich intensiv und kompetent um die baulichen Belange kümmerte. Unter seiner Leitung wurde die Heizung saniert und das Flachdach Nord erneuert. Unter Christoph Grädel, Friedemanns Nachfolger als Hausvorstand, kamen die Flachdächer Süd und über der Aula an die Reihe, danach die Neuinstallation der Sprinkleranlage. Als sich schliesslich die Fassade in bedenklichem Ausmass zu öffnen begann, so dass sie zwar noch einigermaßen einbruchssicher, aber überhaupt nicht mehr wettersicher war, musste eine Gesamterneuerung ins Auge gefasst werden. Die zuständige Hauskommission erteilte dem Architekturbüro ARB, dem seinerzeit auch Daniel Reist angehört und das seither alle grösseren Reparaturen ausgeführt hatte, den Auftrag zur Sanierung. Die Fassade sollte gleich aussehen wie die ursprüngliche, aber hatte, nicht nur wegen des Wohlbefindens der Hausbenutzer, sondern auch aus ökologischen und finanziellen Gründen einen maximalen K-Wert aufweisen. Zugleich sollte ein anderes Desiderat, die Erweiterung der vor kurzem renovierten Bibliothek, in Angriff genommen werden. Die Hauskommission erarbeitete während zwei Jahren zusammen mit den Architekten das Konzept, das im Jahre 2002 realisiert werden konnte, nachdem Finanzkommission und Direktion grünes Licht zur Finanzierung gegeben hatten. Durch die geglückte Erneuerung der Fassade und die Erweiterung von Bibliothek und Lehrerzimmerbereich erlebte das Schulhaus eine willkommene Aufwertung.

Weil für die Umbauten sämtliche Aussenwände abgebaut und mit Ausnahme der Turnhallenfenster auch alle Fenster ersetzt werden mussten, planten die Fachleute vier Monate Arbeit am Schulhaus, während derer natürlich kein Unterricht möglich war. Die Schule musste sich nach räumlichen Alternativen umsehen. Dank dem Entgegenkommen der Universitätsleitung und den zuständigen Hauskommissionen konnte der Unterricht in den Räumen der Unitobler und an der Muesmattstrasse durchgeführt werden. Die Vorbereitung und reibungslose Durchführung dieser Auslagerung erforderte ein gerüttelt Mass an Zusatzarbeit für Anton Mächler, der zwar auf Ende des Vorjahres als Prorektor zurückgetreten war, aber die Auslagerungsphase noch leitete, und für den Hausvorstand Christoph Grädel. Für Schülerinnen und Schüler bedeutete die neue Umgebung eine willkommene Unterbrechung der Schulroutine.

6. 2. 3. Die Aularenovation 2006

In einem Schulhaus fällt stets Erneuerbares an. Nach den grossen Brocken der Bibliotheks- und Fassadenrenovation war nun die Sanierung der Aula fällig. Aula und Turnhallen werden auch durch ausserschulische Institutionen wie das Berner Symphonieorchester oder Sportvereine rege benutzt; ihre Vermietung bildet einen wesentlichen Baustein im Finanzierungskonzept des Freien Gymnasiums, das dazu verpflichtet ist, alle ihm zur Verfügung stehenden finanziellen Ressourcen auszuschöpfen. Unter dem Motto „Ein Herz für Stühle“ wurden insgesamt 400 Stühle der neuen Bestuhlung durch eine Sammelaktion finanziert, die wiederum vom ehemaligen Lehrer Jürg Strahm, dem Prorektor Christoph Grädel und der neuen Administrationsleiterin Cornelia Frey durchgeführt wurde. Mit einer kleinen, aber würdigen Feier wurden die Stühle im Januar 2007 der Schulgemeinschaft übergeben. Ein Jahr später wurde die Sanierung durch den Einbau eines neuen Bühnenbodens abgeschlossen. Den vorläufigen Abschluss der Renovationschronik bildet die Gesamtsanierung der Toilettenanlagen im Sommer 2008.

6. 3. Strukturen und Zahlen

6. 3. 1. Die Schülerschaft

Es wurde bereits erwähnt, dass das Freie Gymnasium im Jahre 1917 mit 500 Schülern die höchste Schülerzahl seiner Geschichte erreichte, und man wundert sich noch heute, wie diese Masse in den engen Räumlichkeiten der Nägeligasse überhaupt unterrichtet werden konnte. Der Geburtenrückgang während des 1. Weltkriegs und die Krisenjahre der Zwischenkriegszeit liessen die Schülerzahl auf 298 sinken, bevor sie sich nach dem 2. Weltkrieg wieder erholte. Die bildungspolitische Offensive der Sechzigerjahre, die staatliche Unterstützung und vielleicht auch das neue Schulhaus brachten einen erneuten Zuwachs, so dass wieder regelmässig weit über 400 Schülerinnen und Schüler das Freie Gymnasium besuchten. Als Rektor Sager die Schulleitung übernahm, besuchten 365 Schülerinnen und Schüler das Freie Gymnasium. Sie wurden in 10 Klassen vom vierten bis zum dreizehnten Schuljahr von 16 Hauptlehrern und 13 Hilfslehrern unterrichtet. Die grösste Klasse auf gymnasialer Stufe, die Tertia, zählte 40 Schülerinnen und Schüler, die 3. und 1. Progymnasialklasse je 42; die kleinste Klasse war damals die OP mit 31 Schülerinnen und Schülern. Der Höchststand nach dem Krieg wurde 1978 mit insgesamt 483 Schülerinnen und Schülern erreicht und diese Grössenordnung blieb bis zum Ende des Jahrtausends erhalten. Nach der Verkürzung der Gymnasialzeit um ein Jahr und der Reduktion der Unterstufe fielen die Zahlen unter die Marke von 400, die Durchschnittswerte liegen seither bei 380 Schülerinnen und Schülern, die Klassengrössen sind erheblich geschrumpft und übersteigen kaum noch die Zahl von 25 Schülern pro Klasse.

Geschlechterverhältnis. Das Freie Gymnasium begann seine Geschichte als Knabenschule und das zahlenmässige Übergewicht der Männer ist geblieben, obwohl der Frauenanteil im Lauf der Zeit angestiegen ist. 1901 beschloss die neue Direktion, auch Mädchen zuzulassen. Bis Mitte der dreissiger Jahre stieg ihr Anteil auf bescheidene 8%. Ab 1960 ging es etwas rascher: Von 20% um 1960 stieg der Frauenanteil bis Mitte der siebziger Jahre auf 30 und kurz vor Mitte der neunziger auf 40%, um seither zwischen 40 und 45% zu verharren. Damit entzieht sich das Freie Gymnasium deutlich dem nationalen Trend, der in den Gymnasien ein Frauen-Männer-Verhältnis von fast 7 zu 3 aufweist. Schlüsselt man nach Schulstufen auf, ergibt sich in der Unterstufe ein eher grösserer Mädchenanteil als auf gymnasialer Stufe, wo erst 1988 die Drittelgrenze erreicht wird. 1993 erfolgte die Trendumkehr: Erstmals liegen mit

einem Anteil von 47% die Gymnasiastinnen vor den Unterstufenschülerinnen. Seit 2000 ist der Anteil der Gymnasiastinnen wieder leicht auf ca. 40% gesunken.

Herkunft und Konfession. Eine für die 125-Jahrfestschrift durchgeführte Erhebung weist aus, dass das Freie Gymnasium überwiegend Schülerinnen und Schüler aus der Stadt und Agglomeration Bern anzieht; nur etwa ein Fünftel stammten aus dem übrigen Kantonsgebiet oder aus andern Kantonen. Eine Stichprobe für das Jahr 2007 ergab folgende Werte: 60,6% stammen aus Stadt und Agglomeration (PLZ 30...), 36,6 % aus dem übrigen Kantonsgebiet, die restlichen 2,8 % aus andern Kantonen (SO, FR, LU). Gegenüber den Zahlen vor einem Vierteljahrhundert ist also der Anteil der Schülerinnen und Schüler aus entfernteren bernischen Gefilden erheblich gewachsen, bei allerdings deutlich geringerem Gesamtbestand. Inwiefern sich hier die Konkurrenz der andern evangelischen Mittelschulen auf dem Platz Bern, NMS und Campus Muristalden, die seit ihrer Umwandlung in Gymnasien im gleichen Teich fischen, auswirkt, muss offen bleiben. Konfessionell blieb die Schule nahe bei ihren Wurzeln: Bis 1983 machten die Reformierten in der Schülerschaft über 80% aus, der Anteil der römisch-katholischen Schüler und Schülerinnen stieg leicht auf etwa 15%

Die Maturandinnen und Maturanden seit 1950. Was zum Geschlechterverhältnis in der Schülerschaft festgestellt wurde, findet seinen Niederschlag natürlich auch in der Statistik der Schulabschlüsse. Machten die Maturandinnen in den Fünfzigern etwas über 20% aus, stieg ihr Anteil kontinuierlich auf etwas über 40% im neuen Jahrtausend. Im sechsten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts bestanden 287 junge Menschen die Matur am Freien Gymnasium, in den achtziger Jahren stieg ihre Zahl auf 488, fiel dann leicht auf 475 (bei einem Jahrgang weniger wegen der Umstellung auf die vierjährige Gymnasiumsdauer) in den Neunzigern. 2000 bis 2007 absolvierten 475 Schülerinnen und Schüler die Matur am FGB (Hier mit zwei Maturprüfungen 2001 wegen der Wiederverkürzung der gymnasialen Ausbildung von vier auf drei Jahre). Umgerechnet auf das Jahr bestanden in den fünfziger Jahren 29 Schülerinnen und Schüler die Matur am Freien Gymnasium, im folgenden Jahrzehnt waren es 35, in den Siebzigern 42, dann 49 und ab 1990 53, was eine Steigerung um 89% bedeutet. Nach Geschlechtern getrennt ist folgerichtig der Zuwachs bei den Frauen augenfällig. Während die Männer bloss von 22 auf 30 Maturabschlüsse pro Jahr zulegten, was einer Steigerung von etwa 30% entspricht, vermehrten sich die Maturandinnen von 6 Schülerinnen jährlich in den Fünfzigern auf 23 im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends, was eine satte Zunahme von 266 % darstellt!

Entwicklungen nach Maturtypen und Geschlecht: Eine detaillierte Auswertung der Maturitäten nach Typen ergibt einige interessante Beobachtungen. Der statistische Vergleich wird allerdings kompliziert durch die Veränderungen der Anzahl Maturtypen im Laufe der Zeit: 1950 – 84 gab es die drei Typen A, B und C, ab 1985 kam der Wirtschaftstypus E hinzu, ab 1995 der neusprachliche Typus D. Ab 2001 wurden die Maturtypen ersetzt durch die Schwerpunktfächer Sprachen, Wirtschaft und Recht, Biologie/Chemie und Physik und Anwendungen der Mathematik.

Maturanden:

Jahr	Typ A	Typ B	Typ C	Typ D	Typ E
1950 – 59	17%	54%	29%		
1960 - 69	13%	52%	35%		
1970 – 79	5%	54%	41%		
1980 – 89	3%	33%	48%		16%
1995 – 99	4%	16%	35%	14%	31%
	SF Sprachen		SF BC/PAM		SF WR
2001 ff	17%		47%		37%

Der Befund ist eindeutig und für alle, die die letzten Jahrzehnte allgemeiner Schul- und Bildungsentwicklung miterlebt haben, wenig überraschend: Das Latein ist der grosse Verlierer der gymnasialen Bildungsreformen. Der Einbruch erfolgt in den Jahren, in denen für die Zulassung zu den Studienfächern Medizin und Jurisprudenz keine Lateinkenntnisse mehr vonnöten sind, und kann auch durch die Einführung des neusprachlichen Typus in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre nicht wettgemacht werden. Zwischen 1970 und 1990 profitieren davon die Naturwissenschaften, zu denen u. a. die zukünftigen Mediziner hinüberwechseln. Allerdings schwächelt der Typus C Ende der neunziger Jahre; die Aufsplitterung in Biologie/Chemie und Physik und Anwendungen der Mathematik nach der Jahrtausendwende verleiht den Naturwissenschaften jedoch wieder Auftrieb. Als sehr erfolgreich und stabil erweist sich der Maturtypus mit Wirtschaft und Recht, trotz der Konkurrerung durch die Neue Mittelschule (NMS) in den letzten zehn Jahren. Die später folgende Übersicht zur Studienwahl trägt einiges zur Erhellung dieser Verlagerungen bei.

Maturandinnen:

Jahr	Typ A	Typ B	Typ C	Typ D	Typ E
1950 – 59	21%	79%			
1960 – 69	14%	86%			
1970 – 79	5%	93%	2%		
1980 – 89	2%	81%	1%		15%
1995 – 99	4%	22%	8%	48%	18%
	SF Sprachen		SF BC/PAM		SF WR
2001 ff	59%		26%		15%

Wenig Überraschendes auch hier: Die Gymnasiastinnen setzen zunächst einmal auf Sprachen. Zwar erlebt auch bei ihnen das Latein einen Einbruch, wenn auch zeitlich etwas verzögert. An seine Stelle treten zunächst der neusprachliche Typus D, danach die sprachlichen Schwerpunktfächer. Nur halb so beliebt bei den Frauen wie bei den Männern ist der ökonomisch-juristische Bildungsgang, der aber doch mit 15% interessierten Frauen rechnen kann. Als Segen erweist sich auch bei ihnen die Aufsplitterung der Naturwissenschaften in Biologie und Chemie einerseits sowie Physik und Anwendungen der Mathematik andererseits. Seit dieser Neuordnung der Schwerpunktfächer gehören damit die einstelligen Prozentanteile der an Naturwissenschaften interessierten Frauen der Vergangenheit an. Rückwirkungen der Feminisierung des Medizinstudiums sind hier nicht auszuschliessen. Die Sprachlastigkeit bleibt allerdings ein Merkmal des weiblichen Wegs durch das Gymnasium, trotz der Auffächerung der Maturtypen und Schwerpunktfächer ab den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Es wird interessant sein, wie die Entwicklung weitergeht nach der Einführung des neuen Schwerpunktfaches PPP (Psychologie, Philosophie und Pädagogik) im Schuljahr 2008/2009.

Studienwahl: Es ist seit Jahrzehnten üblich, die austretenden Maturandinnen und Maturanden nach ihren Studien- resp. Berufswünschen zu befragen. Die Auswertung wurde nach Geschlechtern getrennt durchgeführt und nach Fakultäten geordnet (Medizin, RWW, Phil.I, Phil.II, ETH, Theologie, Nichtakademische Ausbildung resp. Unbekannt). Es versteht sich von selbst, dass die Angaben nicht immer der tatsächlichen Studienwahl entsprechen und die Ergebnisse deshalb nicht mehr als einen Trend wiedergeben.

Bei den *Männern* dominierten in den fünfziger und sechziger Jahren die Studiengänge zu den Medizinalberufen (inkl. Pharmazie, Zahn- und Veterinärmedizin) mit 25%, zusammen mit den Natur- und Ingenieurwissenschaften absorbieren sie rund zwei Drittel der Berufswünsche der angehenden Studenten. Auch in den siebziger und achtziger Jahren gedachten mehr als die Hälfte unserer Maturi diese Fächer zu belegen, bei allerdings spürbar rückläufiger Tendenz.

An Jurisprudenz und Nationalökonomie sind in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren konstant um die 17% interessiert, während die Geisteswissenschaften von 8% in den Fünfzigern auf 17% in den Siebzigern zulegen, bevor sie über 10% in den achtziger Jahren wieder auf heute etwa 8% zurückfielen. Wenig Anklang findet durch alle sechs Jahrzehnte hindurch – Theodor von Lerber sei's geklagt – die Theologie, die ausser in den Jahren von 1950 – 59 mit 6% nie mehr als 3% unserer Maturanden begeistern konnte! Bemerkenswert ist der Rückgang in den Medizinalberufen seit dem zweitletzten Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts von 24 auf 16%, der sich auch ins neue Jahrhundert hinein fortsetzt mit weniger als 10% Interessierten. Ob da wohl der Numerus clausus seine Wirkung entfaltetete? Im Hoch sind seit den Achtzigern hingegen Studien in den Rechts und Wirtschaftswissenschaften (inkl. Soziologie und Politikwissenschaften), die ihren Anteil auf über 30% im neuen Jahrhundert erhöhen. Auf soliden Werten um die 30% behaupten sich über den ganzen Untersuchungszeitraum die Studien in Naturwissenschaften und an der ETH; hingegen stieg der Anteil derjenigen, die sich entweder nicht für ein akademisches Studium entschliessen konnten oder keine Berufswahl angeben, von 5 auf 16% im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Nach 2000 war bereits jeder fünfte nicht in der Lage oder nicht bereit, einen konkreten Ausbildungswunsch zu benennen (nicht-akademische Berufe wählten nur ganz wenige).

Bei den *Frauen* ist daran zu erinnern, dass ihr Anteil an den Maturanden von 22% in den fünfziger Jahren auf 43% im letzten Jahrzehnt angestiegen ist. Absolvierten 1950-59 insgesamt 63 Schülerinnen ihre Maturität am Freien Gymnasium, waren es in den Jahren 2000-2007 bereits 204. Deutlicher als bei den Männern kommt in den Zahlen der gesellschaftliche Wandel der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Ausdruck. In den bieder-konservativen fünfziger Jahren bildeten die Frauen, die unentschlossen waren oder sich kein Studium zutrauten (vielleicht auch aus finanziellen Gründen) mit über 40% die weitaus grösste Gruppe. Wenig überraschend folgen dahinter die geisteswissenschaftlichen Studien mit 30% vor den Medizinalstudien mit immerhin 16%. Die andern verblieben im niedrigen einstelligen Prozentbereich. In den Sechzigern nahm zwar die Zahl der Maturandinnen leicht zu, verharrte aber anteilmässig auf demselben Wert des vorangegangenen Jahrzehnts. Immerhin sank der Anteil der Unentschlossenen beziehungsweise nicht auf einen akademischen Beruf aspirierenden auf 12%. Medizin und Geisteswissenschaften erhöhten ihre Anteile auf 26 resp. 39%, und auch juristische und naturwissenschaftliche Berufe konnten sich nun je 12% unserer Absolventinnen vorstellen. Seltsames vermeldet die Statistik für die siebziger Jahre: Die medizinischen Berufe überflügelten mit 30% diejenigen des philosophisch-historischen Fächerspektrums, während die übrigen Fächer wieder in tiefe einstellige Prozentbereiche absanken. Hingegen schnellte der Anteil der Unentschlossenen und nicht Studierwilligen auf 30% empor und verblieb bis zum Ende des untersuchten Zeitraumes immer bei mindestens 25%! Ab 1980 sank der Anteil der Frauen, die ihre Zukunft in den Medizinalberufen sahen, wieder unter die 20% - Marke, verharrte aber bei konstanten 18-19%. Stabile Werte von leicht über 20% ergaben sich bei den Geisteswissenschaftlerinnen, während die Berufe im juristischen und wirtschaftswissenschaftlichen Bereich massiv zulegten: Nach 1980 wählte jede Fünfte, im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrtausends schon jede Vierte ein Studium in diesen Fächern. Frauen und Männer folgten also hier dem gleichen Trend, auch wenn sich die dort erwarteten Karrierechancen bei den Männern noch deutlicher ausdrücken als bei den Frauen. Auffällig, wenn auch durchaus einer allgemeinen Tendenz folgend, ist die Tatsache, dass im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts – trotz „Schwarzwaldklinik“ - rund ein Drittel mehr Frauen als Männer ein Medizin- oder Pharmaziestudium ins Auge fassten (36:24). Neueste Spitalserien in den Vorabendprogrammen des Fernsehens beginnen immerhin langsam, sich auf diesen offenbar globalen Trend einzustellen. Aufholbedarf besteht bei den weiblichen

Studierwilligen weiterhin im Bereich der Natur- und Ingenieurwissenschaften; bei den ersteren sind es die Biologinnen, bei den letzteren vorwiegend Architektinnen, die für statistische Relevanz sorgen.

Die Lehrerschaft. Als die Schule ihren hundertsten Geburtstag feierte, zählte die Schule 16 Haupt- und 13 Hilfslehrkräfte, die in 10 Klassen 377 Schülerinnen und Schüler unterrichteten. Das Kollegium war also im Vergleich zu heute recht überschaubar. Bis zum Ende der Amtszeit von Rektor Edwin Sager stieg die Zahl der Lehrkräfte um 62% auf 47, wobei die Hauptlehrkräfte den Hauptanteil zu diesem Anstieg beisteuerten (von 17 auf 31 = 82%). Die Schülerzahl stieg im genannten Zeitraum dagegen nur um ein Fünftel, die Klassenzahl jedoch verdoppelte sich von 10 auf 22. Im Jahre 2008 unterrichteten 54 Lehrkräfte an 18 Klassen insgesamt 376 Schülerinnen und Schüler. In den geänderten Grössenverhältnissen kommt ein Wandel zum Zug, der seit den siebziger Jahren immer stärker zu beobachten ist: Unterrichten wird immer mehr zum Teilzeitberuf, sei es aus familiären Gründen, sei es, weil einzelne Lehrkräfte Verpflichtungen an andern Schulen, an einer Fachhochschule oder an der Universität zu erfüllen haben. Zu den auffälligsten Veränderungen gehört natürlich die Feminisierung des Lehrerkollegiums. Noch 1988 verzeichnete der Jahresbericht bloss eine Hauptlehrerin und immerhin sieben weibliche Hilfslehrkräfte, d.h. ein Sechstel des Kollegiums bestand aus Frauen. Die Ende der zwanziger Jahre beschworene Schöpfungsordnung hatte bisher allen Stürmen getrotzt und die Frauen vom innersten Kern der Schule fern gehalten. Jetzt, da sich auch sonst auf der Welt allerlei veränderte, traten die Frauen zum Sturm auf die Festung Freies Gymnasium an. Zehn Jahre nach Amtsantritt des neuen Rektors Urs Zürcher waren bereits 18 Lehrerinnen an unserer Schule tätig (= 30%). Wiederum zehn Jahre später, 2008, verzeichnet der Jahresbericht 26 Lehrerinnen, die damit fast die Hälfte des Kollegiums ausmachen. Bemerkenswert ist ferner, dass die Frauen, deren Tätigkeit sich früher auf Fächer mit Mädchenspezifischen Inhalten (Turnen, Handarbeiten) und auf Hilfslehrpensen der Unterstufe beschränkte, sich nun auf breiter Front im Gymnasium durchsetzten. Das Freie Gymnasium vollzog also eine Entwicklung mit, die an anderen Schulen ebenfalls stattfand oder schon stattgefunden hatte. Edwin Sager hatte einmal festgestellt, dass die Existenzberechtigung einer freien evangelischen Schule neben der Qualität des Unterrichts der Geist sei, der das Schulleben präge. Die Unterrichtsqualität wiederum misst sich nicht nur an der Kumulation von fachspezifischen Qualifikationen der Unterrichtenden, sondern nicht zuletzt auch an der Teamfähigkeit des Kollegiums. Um in einem heterogener gewordenen Kollektiv von 50 Leuten denselben *esprit de corps* zu erzeugen wie in einem um die Hälfte kleineren, braucht es besondere Massnahmen. Schon Schulgründer von Lerber wusste um die Bedeutung des Gemeinsinnes unter seinen Lehrern, darum führte er regelmässig stattfindende Lehrerabende ein, die der Weiterbildung und dem gegenseitigen Austausch gewidmet waren. Unter Rektor Schweingruber begannen nach dem Weltkrieg die Lehrerretiranten mit auswärtigen Referenten, die zu unterschiedlichen Themen Vorträge hielten. Diese Tradition wurde nach einer Zeit des Unterbruchs in den siebziger Jahren wieder aufgenommen und verstetigt. Eine Liste dieser Tagungen findet sich in dieser Festschrift (s. S...) Sie tragen entscheidend zur Förderung der Kollegialität und Freundschaft unter den Lehrerinnen und Lehrern bei. Neben dem Aushecken von Projekten zur Förderung des Schullebens gehört auch dazu, den Kollegen und die Kollegin in der Leitung eines Workshops als Fachfrau und Fachmann zu erleben, und dies nicht nur in ihren angestammten Lehrbereichen, sondern auch auf anderen Gebieten, die er oder sie sich in jahrelanger liebevoller Hobbytätigkeit angeeignet hat. Zuweilen wurden aber auch schwerwiegendere Arbeiten in Angriff genommen. Als Beispiel diene hier die Tagung von 1996 in Agra (TI), die einen gymnasialen Lehrplan für alle Fächer nach den neuen Richtlinien des Kantons auszuarbeiten hatte. Die zwischenzeitlich eingeschlafenen Lehrerabende erschienen in den letzten Jahren in neuer Gestalt wieder. Die verschiedenen

Projekte, mit denen das Kollegium sich befasste, mussten in vorbereitenden Sitzungen aufgegleist werden. Dies führte von selbst dazu, dass sich Lehrerinnen und Lehrer in verschiedenen Zusammensetzungen trafen, in der Regel am Abend, sei es im Schulhaus, sei es bei einem Mitglied des Kollegiums zuhause. Am meisten Zeit verlangte sicher die Erarbeitung der Lehrerretaiten mit einer Vorlaufzeit von jeweils gut anderthalb Jahren bis zur Ausführungsreife.

Von der Direktion zum Vorstand: Träger der Schule ist der Schulverein, dem 1960 rund 150 Mitglieder angehörten. 2008 zählte der Verein über 200 Mitglieder zuzüglich natürlich von Amtes wegen die Hauptlehrkräfte der Schule. Der Schulverein kommt einmal im Jahr zur Hauptversammlung zusammen. Während an der Nägeligasse die Versammlung mit einem Referat zu aktuellen Schulfragen verbunden wurde, bürgerte sich im neuen Schulhaus zunächst ein Racletteabend ein, der 2005 wegen der Verlegung der Hauptversammlung in den Monat Juni durch einen Grillabend ersetzt wurde.

Seit gut einem halben Jahrhundert setzt sich der Vorstand (bis 2003 Direktion geheissen) aus 17-19 Mitgliedern zusammen, die das strategische Führungsorgan unserer Schule bilden. Zum Vorstand gehören drei Subkommissionen: eine Schul-, eine Finanz- und – seit dem Bezug des Neubaus – eine Hauskommission (Eine solche hatte übrigens bereits in den zwanziger Jahren bestanden, war aber in späteren Jahren nicht mehr einberufen worden). Als Direktions- bzw. Vorstandspräsidenten amtierten von 1934 – 1961 die Pfarrer Christian Stucky, 1961 – 1971, René Treier und 1971 – 1988 Peter Wyss, dem 1989 der Theologieprofessor Martin Klopfenstein folgte. Ihn löste 2004 der Nationalökonom Charles Juillerat ab. Stucky begleitete als Nachfolger Albert von Tavel das Schulschiff während dreieinhalb Jahrzehnten. Mit dem Wechsel im Rektorat übergab er sein Amt an René Treier, der mit grossem Engagement den Neubau in die Wege leiten half, bevor er aus gesundheitlichen Gründen vom Präsidium abtreten musste. Sein Nachfolger Peter Wyss, einem weitem Publikum auch bekannt als Verfasser von gediegenen Mundartkolumnen in seinem heimatlichen Brienzer Dialekt, die allmonatlich in der Samstagausgabe des „Bund“ erscheinen, durfte namens der Schulgemeinschaft das neue Schulhaus in Besitz nehmen, musste dann in den Stürmen der frühen siebziger Jahre den Überblick bewahren, bis er das Freigymersschiff anlässlich des 125-Jahre Jubiläums wieder in ruhigen Gewässern Fahrt aufnehmen sah. Martin Klopfenstein hatte bereits seit 17 Jahren der Direktion angehört, als er sich 1989 für das Amt des Präsidenten gewinnen liess. Auch er hatte bewegte Jahre zu bestehen, die vor allem von den Wandlungen in der Schullandschaft geprägt waren. Die Überlegenheit, die ihn schon in den Zeiten des innerschulischen Aufruhrs leitete, prägte auch seine Amtsführung als Präsident. Er hatte zwei Maturereformen zu begleiten, mehrere gewichtige Bauentscheide in die Wege zu leiten und die Leitungsstrukturen im Vorstand zu vereinfachen. Am Ende seiner Amtszeit wurde die Direktion in Übereinstimmung mit dem ZGB zum Vorstand degradiert und das Rechnungsjahr vom Schul- auf das Kalenderjahr gelegt, was die Verhandlungen mit der Erziehungsdirektion vereinfachen sollte. Sein Nachfolger im Präsidium, Charles Juillerat, erwartete die gewichtige Aufgabe der Wahl eines neuen Rektors. Die jeweiligen Amtsträger im Vorstand und in den Kommissionen übernehmen ihre Aufgabe ohne finanzielle Entschädigung zusätzlich zu ihren beruflichen Pflichten. Die Schule wird dadurch nicht nur finanziell entlastet, sondern sie profitiert auch von der Berufs- und Lebenserfahrung der Schulbehörden, die eine unverzichtbare Aussensicht in den häufig sich um sich selbst drehenden Schulbetrieb bringen. Dankbar erinnert sich das Lehrerkollegium auch daran, dass es der Vorstand trotz stets angespannter Finanzlage immer wieder möglich macht, die für die Zusammenarbeit im Kollegium und die Schulentwicklung so wichtigen Lehrerretaiten durchzuführen. Als wertvoller und loyaler Partner der Schule wirkt im Hintergrund der Verein der Ehemaligen des Freien Gymnasiums unter dem gegenwärtigen Präsidium von Fürsprecher Michel Daum.

6. 4. Ein neuer Rektor: Von Urs Zürcher zu David Lingg

Urs Zürcher ging auf Ende des Schuljahres 2006/2007 in Pension. Vor der gesamten Schüler- und Lehrerschaft wurde in der Aulaveranstaltung zum Semesterschluss sein Wirken am Freien Gymnasium von den beiden Prorektoren ausführlich gewürdigt. Die Würdigungen sind in Weg und Ziel vom Dezember 2007 abgedruckt. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die Lehrerschaft und der Vorstand verabschiedeten sich von ihm mit einer gemeinsamen Reise in den Kanton Solothurn, wo die Verenaschlucht besucht wurde. In der Jesuiten Kirche Solothurn erklang ein wunderschönes A capella - Konzert, dargeboten von Sängerinnen und Sängern des Gabrieli-Chores Bern unter der Leitung des ehemaligen Freigymner Musiklehrers Hans Gafner. Die Festgesellschaft fand sich schliesslich im Restaurant „Bären“ in Utzenstorf zum Abendessen ein, wo das Wirken des abtretenden Rektors mit Reden und Schnitzelbank noch einmal gewürdigt wurde.

Die Suche nach einer geeigneten Persönlichkeit für dieses anspruchsvolle Amt wurde grossem Respekt angegangen. Da und dort wurden Zweifel laut, denn man hatte vor noch nicht langer Zeit miterlebt, welche Schwierigkeiten zwei grosse staatliche Gymnasien hatten, ihre vakant gewordenen Rektorate zu besetzen. Zur allseitigen Erleichterung kristallisierte sich unter den zahlreichen Interessierten ein eindeutiger Favorit heraus. Am 25. Januar 2007 wählte der Vorstand David Lingg zum neuen Rektor mit Amtsantritt im August desselben Jahres. Für die Leitung dieser Schule bringt er beste Voraussetzungen mit. David Lingg, geboren 1958, ist verheiratet und hat vier erwachsene Kinder. Er hatte einen Teil seiner schulischen Laufbahn an unserer Schwesterschule in Schiers absolviert. Er ist studierter Germanist, unterrichtete an der Schweizer Schule in Barcelona und leitete zuletzt während acht Jahren die Schweizer Schule in Sao Paulo. Dort oblag ihm die Gesamtverantwortung, er war zuständig für die Finanzen und vertrat die Schweizer Schule gegen aussen. Zusätzlich arbeitete er mit zwei Prorektoren zusammen, welche die pädagogische Führung innehatten. Eine solche Leitung ist David Lingg wichtig und deshalb begrüsst er die Leitungsstruktur, wie er sie im Freien Gymnasium vorfand. Nach dem Rücktritt von Anton Mächler als Prorektor im Jahre 2002 beschlossen Kollegium und Vorstand, die Leitungsstruktur so zu verändern, dass fortan der Rektor, Urs Zürcher, die Gesamtleitung, die Finanzen und die Aussenvertretung der Schule innehat, und zwei Prorektoren, Christoph Grädel auf dem Gymnasium und Franz Schafroth auf der Unterstufe, die pädagogische Leitung übernehmen.

6. 5. Standortbestimmung

Als Theodor von Lerber von seiner Schule Abschied nehmen musste, entzog er ihr die Erlaubnis, sich weiterhin Lerberschule zu nennen. Sie nannte sich nun eben Freies Gymnasium. „Das neue Freie Gymnasium mit den verminderten Bibelstunden gedeiht im Segen. Gott beweist ihm sein Wohlgefallen. Ich beuge mich in den Staub und bete an.“ Wie würde er wohl heute „seine“ Schule, die eben seit 1892 nicht mehr wirklich seine Schule ist, beurteilen? Vielleicht würde er sich, mehr noch als an der gedeihlichen Entwicklung, freuen über das gut eingespielte, partnerschaftliche Verhältnis zum Staat; mit Bedauern würde er aber vielleicht auch feststellen, dass das christliche Profil seiner Schule gemessen an seinen Massstäben so verblasst ist, dass sich niemand mehr dadurch provoziert oder gar bedroht fühlen muss. Das Freie Gymnasium scheint in seiner Existenz gesichert, muss nicht mehr wie einst die Lerberschule „aus seinem Glauben leben.“ Welchen Herausforderungen hat sich die Schule zu stellen?

Da ist gewiss einmal auf die Tatsache hinzuweisen, dass der Konkurrenzkampf unter den Gymnasien härter geworden ist. Die in den letzten Jahrzehnten stark angewachsene Zahl von

Maturitätsschulen kämpfen um eine im Rückgang begriffene Anzahl Schüler. Auch staatliche Schulen werben deshalb mit besonderen Angeboten um Schülerinnen und Schüler, geben sich Schulprofile und verhalten sich „marktgerecht.“ Das Freie Gymnasium ist nicht mehr die einzige Privatschule in Bern mit eidgenössisch anerkannter Hausmatur, die früheren Partner NMS und Muristalden sind Konkurrenten geworden. Dennoch: Die härter gewordene Konkurrenz ist eine Herausforderung, aber keine Gefahr. Gefahr droht dennoch, aber von ganz anderer Seite, und sie bedroht nicht bloss die freien Schulen, sondern die Institution Gymnasium im Allgemeinen. Es scheint derzeit unklar, was das Gymnasium leisten soll, was es leisten kann. Im Zeitalter des überall ertönenden Rufes nach Qualitätssicherung, Setzen von Bildungsstandards, Vergleichbarkeit von Bildungsgängen, Vereinheitlichung von Lehrplänen usw. bei gleichzeitiger Verkürzung der Ausbildungszeit droht der spezielle Auftrag des Gymnasiums verloren zu gehen. Dazu kommt, dass auch die Qualitätsmarke „Matur“ zu erodieren droht. Unter tatkräftiger Mithilfe des Bundes wird über die Berufsausbildung und die sog. Passerelle der monopolistische Zugang zur Universität über die gymnasiale Maturität umgangen. Wieso soll jemand eine gymnasiale Matur bestehen, wenn er oder sie mit der Berufsmatur zwei Fliegen auf einen Schlag – Berufsabschluss und Universitätszugang – erledigen kann. Die angesprochenen Fragen sind hier nicht weiter zu behandeln, sie stellen aber eine der grossen Herausforderungen der Institution Gymnasium in der nächsten Zukunft dar. Von ihrer Beantwortung hängt ab, ob es das Freie Gymnasium, das mittlerweile im selben bildungspolitischen Boot sitzt wie alle andern Gymnasien, in 50 Jahren noch gibt. Die Schule muss in den nächsten Jahren eine schwierige Doppelaufgabe bewältigen: Das Eigene, Besondere definieren und bewahren und zugleich mit den anderen gemeinsam kämpfen für den Erhalt des Gymnasiums.

Literatur

- | | |
|---|---|
| Bähler, Anna et al. | Bern – die Geschichte der Stadt im 19. Und 20. Jahrhundert. Bern 2003 |
| Crotti, Claudia/
Oelkers, Jürgen (Hsg.) | Ein langer Weg. Die Ausbildung der bernischen Lehrkräfte von 1798 bis 2002. Bern, o.J. |
| Ficker, Daniel | Karl Barth und Markus Feldmann im Berner Kirchenstreit 1949-1951. Zürich 2006. |
| Freies Gymnasium
Bern (Hsg.) | 125 Jahre Freies Gymnasium. Festschrift. Bern 1984 |
| Graf, Fritz | 100 Jahre Freies Gymnasium 1859 – 1959. Bern 1959. |
| Junger, Stefan | Beat Rudolf von Lerber (1788 – 1849) – eine unabhängige Persönlichkeit. Unveröffentlichte Akzessarbeit. Bern 1993. |
| Junker, Beat | Geschichte des Kantons Bern seit 1798, 3 Bde., Bern 1982, 1990, 1996. |
| Lindt, Andreas | Die „Evangelische Gesellschaft“ in der bernischen Gesellschaft und Geschichte des 19. Jahrhunderts. In: Gesellschaft und Gesellschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Ulrich Im Hof. Bern 1982. |
| Marti, Hugo | Rudolf von Tavel. Leben und Werk. Bern 1955, 3. Aufl. |
| Morgenthaler, Robert | Ora et labora. 125 Jahre Neue Mädchenschule. Bern 1976. |
| Scandola, Pietro/
Rogger, Franziska/
Gerber, Jürg | Lehrerinnen und Lehrer zwischen Schule, Stand und Staat. Die Geschichte des Bernischen Lehrerinnen- und Lehrervereins (BLV). Bern 1992 |
| Tanner, Albert | Arbeitsame Patrioten – wohlstandige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830 – 1914. Zürich 1995. |
| Tavel, Albert von | Siebenzig Jahre Freies Gymnasium in Bern. Bern 1934. |
| Tavel, Rudolf von | Theodorisch von Lerber. Ein Lebensbild. Bern 1911. |
| Ferner: | Jahresberichte, Direktionsprotokolle, Weg und Ziel. |